



## Die Mobilmachung.

Unser Regiment hatte im Juni des Jahres 1914 mit den Batteriebefichtigungen den schwersten Teil der Ausbildung hinter sich. Was nun noch kam, Schießübung und Manöver, das machte Spaß —, das war ja, wie der Friedenssoldat zu sagen pflegte, die Praxis im Gegensatz zur Theorie des Kasernenhofes und des Exerzierplatzes. Denn die wirkliche Praxis, der Krieg . . .? der kam ja doch nicht. Seit 10 Jahren redete man jeden Sommer davon — und er war nie gekommen. Noch drei Monate, dann würde wieder ein Jahrgang singen: „Reserve hat Ruh'!“

Trotz des österreichischen Ultimatums, das natürlich auch bei uns eifrig besprochen wurde, rückte das Regiment planmäßig am 26. Juli zur Schießübung nach dem Munsterlager aus. Das erste Schulschießen fand statt, und die bei allen Beteiligten so sehr beliebten Schießlisten wurden „gebaut“. Das erste gefechtsmäßige Schießen fand statt, und wieder saßen die unglücklichen Schießlistenschreiber des ganzen Regiments um 3 Uhr nachmittags zusammen und begannen ihr Werk.

Da ist auf einmal das Gerücht da — keiner weiß recht, woher es kommt — das Regiment würde noch am selben Tage wieder nach Güstrow zurücktransportiert.

Was bedeutet das? Wird es wirklich Ernst? Gibt es doch Krieg? Ordonnanzen laufen herum, die Regimentskommandeure und Adjutanten eilen zur Kommandantur, alles ist aufgeregt und wartet in unruhiger Spannung. Und dann kommt tatsächlich der Befehl: „Alles einpacken — das Regiment wird in die Garnison abbefördert — in zwei Stunden geht der erste Transport!“ Und wirklich stand zwei Stunden später der erste Transport fertig verladen zur Abfahrt bereit. Während dieser arbeitsreichen Stunden war kein Mensch zum ruhigen Nachdenken gekommen. Aber als dann die Transportzüge durch die schöne Sommernacht der Garnison zurollten, da gab es in jedem Abteil und in jedem Pferdewagen nur ein Gespräch: „Gibt es Krieg? Bleibt Frieden?“ bis die Müdigkeit kam und die Lösung dieser Frage dem Schicksal überlassen wurde. Als der junge Tag die Schläfer weckte, gab es schon etwas neues. Die Eisenbahn schien bereits mobil zu machen; an allen Brücken

und Kunstbauten stand ein Bahnbeamter als Wache, zwar nicht in militärischer Uniform, aber mit einem Gewehr bewaffnet. Die Lage schien also doch schon ernster zu sein, als wir in der Weltabgeschiedenheit des Truppenübungsplatzes geahnt hatten. Sollte man sich nun auf den möglichen Krieg freuen oder auf die Erhaltung des Friedens hoffen? Da stritten mancherlei Gefühle gegeneinander. Die Bequemlichkeit, die Sorge um Vater und Mutter oder Frau und Kind, ums Geschäft, um die Ernte und die Ungewißheit, wie es Deutschland ergehen würde, sagten: Frieden ist besser; der Wagemut, die Abenteuerlust des jungen Blutes, das Gefühl unserer Stärke und der Gedanke an das, was die Väter Anno 70 geschafft hatten, sagten dagegen: Mag der Krieg kommen! Sicher war aber jeder froh, daß nicht er derjenige war, der der Schicksalswage den Ausschlag auf die Seite von Krieg oder Frieden zu geben hatte.

In Güstrow war noch alles ruhig und friedlich, und ebenso friedlich verliefen die beiden nächsten Tage. Als auch der zweite Tag sich ohne schwerwiegende Ereignisse seinem Ende zuneigte, da hörte man schon sagen: „Na, in einer Woche werden wir wohl wieder in Munster sein.“

Doch es kam anders. Am 31. Juli, einem Freitag, gegen 6 Uhr nachmittags, wurde nach einem Trompetensignal überall amtlich bekannt gegeben, daß der Kaiser den „Zustand der drohenden Kriegsgefahr“ erklärt hatte. Das war zwar noch nicht Mobilmachung und Krieg, aber doch ein Beweis dafür, daß sich die politische Lage weiter verschärft hatte, und daß die Entscheidung über Krieg und Frieden auf des Meßers Schneide lag. Noch trat der gewaltige Apparat der Mobilmachung nicht in Tätigkeit, aber schon mußten die „Mobilmachungskalender“, diese genauen Vorschriften über den Verlauf der Mobilmachung, zu Rate gezogen werden, weil auf ihren ersten Seiten stand, was bei der Erklärung des Zustandes drohender Kriegsgefahr anzuordnen und zu tun war.

Die Spannung war aufs äußerste gestiegen. Auf der Straße, in jedem Lokal, in jeder Familie sprach man nur von dem Furchtbaren, das drohend über Europas sommerlichen Feldern hing, und die Zahl derer, die noch an Frieden glaubten, wurde von Stunde zu Stunde kleiner. Wieder vergingen fast vierundzwanzig Stunden der Spannung ohne Entscheidung.

Am 1. August aßen die Offiziere des Regiments wie gewöhnlich um 6 Uhr im Kasino. Und wieder war natürlich das Gesprächsthema: „Krieg? Frieden?“ Plötzlich wurde der Regimentsadjutant an den

Fernsprecher verlangt. Als er wieder eintrat, ging er zum Kommandeur, Oberst v. Lenski, der an diesem kritischen Tage mit im Kasino aß, und meldete: „Herr Oberst, der Postdirektor teilt eben mit, daß Seine Majestät, der Kaiser, die Mobilmachung befohlen hat. Erster Mobilmachungstag der 2. August.“

Laufloses Schweigen folgte. Jeder fühlte, daß die Schicksalsstunde geschlagen hatte, wußte, daß wir uns gegen eine erdrückende Übermacht, gegen eine Welt von Feinden würden wehren müssen, wußte, daß es um Sein oder Nichtsein Deutschlands ging. Und als Artillerieoffiziere wußten wir vielleicht besser als viele andere, wie furchtbar das Ringen werden würde, daß der Schlachtentod reiche Ernte halten und der Schmerz in unzähligen Familien einkehren würde. Und noch ein Gedanke drängte sich auf: Noch nie ist Deutschland besiegt worden, wenn es einig war. Waren wir denn aber noch „ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not zu trennen und Gefahr?“ Mehr als ein Viertel der wehrfähigen Mannschaft glaubte in ehrlichstem Idealismus an die Macht der internationalen Solidarität der Arbeiter, glaubte, daß durch sie ein Krieg unmöglich gemacht werden könnte. Würden diese Millionen jetzt abseits stehen?

Und wie war es nachher? Keiner hat abseits gestanden! In noch nicht dagewesener Einmütigkeit stand das ganze deutsche Volk auf, den heimischen Herd gegen frechen feindlichen Überfall zu schützen —, unvergeßlich für jeden, der diese Zeit miterlebt hat. Damals waren diese Gedanken aber doch zu ernst, um lauten Jubel auszulösen. Aber gerade, weil sich jeder über die Schwere der kommenden Zeit klar war, war der Wille um so fester, Leib und Leben einzusetzen, damit dereinst das deutsche Schwert siegreich wieder in die Scheide gesteckt werden könne zum Segen unseres Volkes. Und als der Regimentskommandeur diesen Gedanken in kurzen Worten Ausdruck gab, da rang sich das „Hurra“ auf den Kaiser wie ein erlösender Schrei, wie ein heiliger Schwur aus jeder Brust.

Kurz darauf kam auch der offizielle Mobilmachungsbefehl vom Generalkommando. Noch am selben Abend fand auf dem Regimentsgeschäftszimmer eine Besprechung der Adjutanten und Wachtmeister statt, bei der die Aufgaben der kommenden Tage an Hand der Mobilmachungskalender durchgesprochen wurden. Dann versank die Kaserne für kurze Nachtfstunden in Ruhe.

Am nächsten Morgen, Sonntag, den 2. August, begann das Einkleiden von Mann und Pferd und das kriegsmäßige Ausrüsten der

Geschütze. Daneben traten die Kommandos für die neu aufzustellenden leichten Munitionskolonnen und Stäbe zusammen, und die für den Kriegsfall als Führer bestimmten Offiziere übernahmen ihre Formationen. Die Stellenbesetzung im Regiment war folgende:

Regimentskommandeur: Oberst v. Lenski,  
 Regimentsadjutant: Oberleutnant v. Stumpfeld,  
 Kommandeur der I. Abtlg.: Major Sanner,  
 Adjutant: Leutnant v. Brunn,  
 1. Batterie: Hauptmann Frhr. Senfft v. Pilsach,  
 2. Batterie: Hauptmann Rudloff,  
 3. Batterie: Hauptmann v. Hiller,  
 L.M.K. I: Hauptmann Püeschel,  
 Kommandeur der II. Abtlg.: Major v. Kranold,  
 Adjutant: Leutnant Psieger,  
 4. Batterie: Hauptmann Frhr. v. Reichenstein,  
 5. Batterie: Hauptmann Ulex,  
 6. Batterie: Hauptmann v. Carlowitz,  
 L.M.K. II: Oberleutnant Gluck.

Da Major v. Kranold von seinem Pferde geschlagen war, übernahm Major Frhr. zu Putlitz vorläufig die II. Abteilung.

Der erste Mobilmachungstag verlief verhältnismäßig ruhig, da noch keine Ersatztransporte von Menschen und Pferden eintrafen; kleine Kommandos gingen nach den Orten ab, wo aus diesen Gerippen Reserveformationen aufgestellt werden sollten.

Um so tolleres Durcheinander wirbelte in den nächsten Tagen. Hier kam ein Ersatztransport von Hunderten von Reservisten, dort ein Transport von Hunderten von Pferden an, beide bestimmt, die schwachen Friedensbestände des Regiments auf Kriegsstärke aufzufüllen. Die vorhandenen Hände reichten nicht aus, um die Arbeit zu bewältigen. Die Reservisten und Landwehrleute wurden auf die Abteilungen, dann auf die Batterien verteilt. Dann kam die weitere Zuteilung zu einem Geschütz oder Munitionswagen. Es ging zur ärztlichen Untersuchung, wo auch gleich geimpft wurde, dann auf Kammer, zum Einkleiden. Dann bekam der eine seine Pferde zugewiesen, der andere ging zu seinem Geschütz, mußte Geschirre oder Ausrüstungsgegenstände empfangen und verpassen. Bei der Verteilung der Ersatzpferde reichten die Hände erst recht nicht aus. Da sprang die zahlreich erschienene liebe Straßenjugend ein und half beim Vormustern und Zusammenstellen der Gespanne; das gab dann manch spaßiges Bild, wenn ein frecher Dreikäsehoch versuchte,

ein paar stolze Rosse zu regieren. Und wenn die geplagten Batterieführer, Wachtmeister, Kammer- und Geräteunteroffiziere auch manchmal nicht wußten, wo ihnen der Kopf stand, — geschafft wurde die Arbeit doch. Denn nur ein Wille beseelte alle: Rechtzeitig fertig zu werden, um Deutschlands Grenzen vor feindlichem Einfall bewahren zu können. Eine Einmütigkeit und eine Begeisterung ohnegleichen verband das deutsche Volk. Ausdruck dieses Geistes war das Wort des Kaisers bei der Eröffnung des Reichstages: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“

Die Mobilmachung ging planmäßig ihren Gang. Wie im großen der Generalstab voll Stolz melden konnte, daß noch keine Rückfrage über die Mobilmachung an ihn gerichtet worden sei, so war es im kleinen beim Regiment. Ja, man war so an das pünktliche Ablaufen der Mobilmachungstermine gewöhnt, daß schon über Bummellei geschimpft wurde, als ein Pferdetransport, der dreißig Kilometer über Land kam, sich um eine Stunde verspätete.

Neben vielem anderen hielt zweierlei die Gemüter besonders in Spannung: Die Jagd nach Spionen und die Jagd nach dem berühmten russischen Gold. Es war nämlich bekanntgegeben worden, daß von französischer Seite versucht werden würde, Gold in Autos quer durch Deutschland nach Rußland zu bringen. Infolgedessen ging in ganz Deutschland und damit selbstverständlich auch in Güstrow, eine wilde Jagd auf Automobile los. Alle Ausgänge der Stadt wurden verbarrikadiert und mit Posten besetzt. Aber unter den vielen hundert Autos, die angehalten wurden, war leider keins, das Gold mit sich führte. Es ist übrigens auch in keiner Zeitung zu lesen gewesen, daß man anderswo mehr Glück gehabt hätte.

Am Mittag des dritten Mobilmachungstages bewegte sich ein sonderbarer Zug vom Bahnhof zur Kaserne; alles Ausländer, Männer, Frauen und Kinder, die aus dem D-Zug nach Warnemünde herausgeholt worden waren. Als die Gesellschaft auf dem Kasernenhof der II./24 ankam, hatten die Leuten zunächst große Angst, nun umgehend massakriert zu werden, beruhigten sich aber sehr schnell, als ihnen gutmütige Soldatenhände Schemel und sonst noch allerlei für des Leibes Notdurft und Nahrung, namentlich etwas zu trinken herbeischafften. Der allgemeine Durst war verständlich, weil der August 1914 hochsommermäßig heiß war, und der mit Recht so beliebte Kasernenhof um die Mittagszeit keinerlei Schatten bot. Es wurde übrigens auch unter diesen Leuten kein Spion gefaßt und die nicht wehrfähigen durften bald die Weiterfahrt antreten.

Bis zum Abend des vierten Mobilmachungstages waren die letzten Ersatztransporte an Menschen und Pferden eingetroffen. Dementsprechend machten die Batterien am fünften Mobilmachungstage ihre ersten Fahrübungen, die erstaunlich gut gingen. Die II./24, die erst am siebenten Mobilmachungstag abends verladen wurde, machte am sechsten Mobilmachungstage sogar noch eine Abteilungsübung auf der Bockhorst, die eher besser als die ersten der gleichen Art verlief, die von den aktiven Abteilungen alljährlich ausgeführt worden waren. Ansehen tat man es ja den Batterien, daß so mancher Reserve- und Landwehrmann dazwischen war. So um die Mitte des Leibes, wo das Koppel eigentlich die Taille markieren sollte, konnte es bei einer großen Zahl wackerer Vaterlandsverteidiger nur „so'n rechten schönen Bükker" anzeigen; aber das Herz, das oberhalb dieser freundlichen Rundung saß, war tapfer und treu. Manches Muttersöhnchen und mancher würdige Ehemann, der wohl an einen mehr oder weniger sanft über seinem Haupte geschwungenen Pantoffel, aber nicht mehr an die Anstrengungen des Soldatenlebens gewöhnt war, mußte die Zähne höllisch zusammenbeißen, um sich in die Welt zu finden, die ihn jetzt wieder umgab. Aber sie taten es, und wer unsere Batterien sah, als sie zum Abtransport zum Bahnhof marschierten, dem wurde zur felsenfesten Überzeugung, was er schon so oft vielleicht gedankenlos gesungen hatte:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Am Abend des 7. August, des sechsten Mobilmachungstages, verließen der Regimentsstab und die 1. Batterie als erster Transport die Garnison. Der Rest der I. Abteilung folgte im Laufe der Nacht, die II. Abteilung 24 Stunden später. Alle Transporte fuhren im Brausen der allgemeinen Begeisterung ab und bekamen Blumen und Liebesgaben in Hülle und Fülle mit. Aber auch recht ernste Gedanken ließen sich nicht verscheuchen und fuhren mit. Denn wer nicht selbst von lieben Angehörigen Abschied nehmen konnte, der sah doch den Abschiedsschmerz der andern, und jedem drängte sich die Frage auf: Wird dir eine Heimkehr beschieden sein?

Und dann kam bald eine andere Frage: „Wohin geht es denn eigentlich?" Und als kein Mensch die Frage mit Sicherheit beantworten konnte, wurde es jedem einzelnen zum ersten Male so richtig klar, daß man aufgehört hatte, Herr seines Tuns und Lassens zu sein, daß man nur noch Deutschland gehöre und nur noch ein winziges kleines Rädchen einer gewaltigen Maschine, des deutschen Heeres, war. Man

lernte jetzt das „Kismet“ der Türken begreifen: Was dir vorbestimmt ist, geschieht, ohne daß du etwas daran ändern kannst; und wenn man diese Überlegungen verarbeitet hatte, kam auch die gute Laune wieder, und aus manchem Abteil klang es in die wunderbare Hochsommernacht, die nichts vom Krieg und seiner Not wußte, sondern von Frucht und Ernte träumte:

Komme, was kommen mag,  
Sonnenschein, Wetterschlag,  
Heute ist heut!

Bald wiegte die Müdigkeit die Sänger in den Schlaf. Und wenn auch die Bänke nicht so bequem waren wie die Betten daheim, so ließen doch die Anstrengungen der vergangenen Tage jeden ruhig den Schlaf des Gerechten schlafen.



## Der Vormarsch durch Belgien.

Die Bahnfahrt ist wohl keinem lang geworden. Die Militärzüge hielten häufig, und auf jeder Station waren freundliche Menschen, die den durchfahrenden Truppen Erfrischungen aller Art boten. Da gab es, weil verständigerweise Alkohol verboten war, alle Arten alkoholfreier Getränke, Schokolade, Zigaretten und Zigarren, und zwar noch nicht von der Marke „Liebesgabenzigarren,“ die in den letzten Jahren draußen wegen ihres Geschmacks und Geruchs so „anrühig“ waren. Und schließlich gab es wahre Gebirge von belegten Broten. Deutschland hätte wohl einige Monate länger durchhalten können, wenn in diesen Augusttagen nur der vierte Teil der Butterbrote geschnitten worden wäre, der tatsächlich geschnitten worden ist.

Besonders in den Vororten von Hamburg taten die Menschen fast zuviel des Guten, man wurde genudelt wie eine Gans, die schlachtreif gemacht werden sollte. Und die vielen netten Mädchen nahmen es fast übel, wenn man ihnen ernstlich erklärte, nun könne man aber wahr und wahrhaftig auch nicht einen einzigen Happen mehr essen, und nicht einen einzigen Schluck mehr trinken. Dafür wurde dann um so ausgiebiger geschwaßt; man versprach auf jeder Station, daß man ganz bestimmt schreiben wollte, und hatte in Aachen auf diese Weise 100 Adressen. Und wer hat wirklich geschrieben? Die allermeisten sind durch die ununterbrochene Heße des Vormarsches wohl ihrem Worte untreu geworden.

Dicht hinter Bremen wurde zum erstenmal warme Verpflegung ausgegeben. In den Mobilmachungstagen war hier eine Kriegsverpflegungsanstalt aus der Erde gewachsen, fast ein Dorf mit einer Unzahl von Baracken. In der größten, die den Eßsaal enthielt, gab es ein ausgezeichnetes Essen, dem trotz der vorhergegangenen Leistungen alle Ehre angetan wurde.

Nach einer Stunde war der ganze Transport verpflegt, und weiter ging es, der Grenze zu. Allmählich änderte sich das Bild der Gegend. Wir kamen gegen Abend aus dem landwirtschaftlichen Norden in den industriellen Westen des Reiches. Es war für die meisten ein noch nie gesehenes, wunderschönes Bild, wie sich die Umrisse riesiger Hochöfen, von lodernnden Flammen gekrönt, gespensterhaft vom dunklen Abendhimmel

abhoben. Und je mehr wir uns dem Rheine näherten, desto häufiger kam der Zug an gewaltigen Industrieanlagen vorbei, und desto dichter wurde der Wald von Schornsteinen.

Während des Transportes war bekanntgeworden, daß bei der Einnahme der Festung Lüttich ein Zeppelin eine große Rolle gespielt habe. Infolgedessen glaubte alle fünf Minuten jemand, am Himmel die Lichter eines Luftschiffes zu entdecken. Hielt dann aber der Zug, so stellte es sich jedesmal heraus, daß der vermeintliche Zeppelin am Himmel auch stillstand; ein besonders helleuchtender Stern am sommerlichen Nachthimmel hatte das Auge getäuscht.

Im Morgendämmern ging es westwärts über den Rhein, unseren deutschen Strom. Und inbrünstiger als jemals daheim klang es aus den Soldatenkehlen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Dank der reibungslosen Schnelligkeit unserer Mobilmachung konnte der Aufmarsch der deutschen Heere ohne jede Störung durch die Feinde hart an der Grenze vollzogen werden. Unser Regiment wurde in Aachen ausgeladen; nach 36stündiger Bahnfahrt kam der erste Transport am 9. August dort an.

Die Stadt Aachen hatte in den ersten Mobilmachungstagen in banger Sorge gelebt; denn nur wenige Kilometer entfernt lief die Grenze. Als aber mit jedem Tage die Zahl der Feldgrauen wuchs, die die Grenze feindwärts passierten, da schwand die Sorge, und es blieb der Dank für die Söhne unseres Volkes, die dem Gegner mit ihren Leibern den Weg ins deutsche Land sperrten. Die I. Abteilung, die in Aachen einen Ruhetag hatte, wurde dementsprechend aufgenommen, und konnte noch einen frohen Tag bei freundlichen Quartierwirten genießen. Schlechter hatte es die II. Abteilung; ihr erster Transportzug kam erst am späten Nachmittage des 10. in Aachen an, der letzte, der die I. M.K. (leichte Munitionskolonnen) brachte, sogar erst um 12 Uhr nachts, so daß diese von der freundlichen Stadt gar nichts zu sehen bekam.

Am 11. 8., 7 Uhr vormittags, trat dann das Regiment befehlsgemäß im Verbands der 18. Infanterie-Division den Vormarsch an. Das bedeutete für die Batterien ein Aufstehen bald nach Mitternacht. Die eben erst angekommene I. M.K. II rückte daher gar nicht mehr in die Quartiere, wodurch dieser erste Tag des Vormarsches den Angehörigen der Kolonne nicht gerade in der besten Erinnerung steht.

Der Vormarsch ging über Deutsch-Moresnet-Battice-Hervé in Richtung Lüttich. Schon in Aachen hatten wir gehört, daß die Franktireurs

von 1870 in der belgischen Zivilbevölkerung wieder aufgelebt seien. Nachrichten von furchtbar verstümmelten deutschen Patrouillen gingen von Mund zu Mund, und in scharfen Befehlen wurde verboten, einzelne Leute von der Truppe fortzuschicken.

Gleich hinter der belgischen Grenze sahen wir die ersten Spuren des Krieges. Wir marschierten auf einer tadellos gehaltenen, mit hohen alten Pappeln bestandenen Chaussee. Von der Grenze an waren die Bäume gefällt, und alle hundert Meter lief quer über die Chaussee ein frisch zugeschütteter Graben. Um unseren Vormarsch zu verzögern, hatte die belgische Zivilbevölkerung in den ersten Mobilmachungstagen die Straßen aufgerissen und die Bäume umgelegt. In weiser Voraussicht solcher Möglichkeiten hatte jedoch unser Generalstab schon im Mobilmachungsplan starke Pionierverbände an die Grenze beordert, die diese kindlichen Straßenhindernisse denn auch schnell beseitigt hatten. Wenn die Chaussee so nur viel von ihrer friedensmäßigen Schönheit verloren hatte, so zeigte das erste verbrannte Gehöft schon deutlicher die Schrecken des Krieges. Das Anwesen war in Brand gesteckt worden, weil fanatische Bauern aus ihm auf unsere Soldaten geschossen hatten — seine Trümmer sollten der belgischen Zivilbevölkerung eine Warnung sein, sich weiter am Kampf gegen unsere Truppen aus dem Hinterhalt zu beteiligen.

Gegen Mittag kam die Marschkolonne bei sengender Hitze durch die rauchenden Ruinen von Hervé und Battice. Stimmten schon die Trümmer eines einzelnen Gehöftes ernst, um wieviel mehr noch die verkohlten Reste eines ganzen Dorfes. Beide Ortschaften waren wegen Teilnahme der Bevölkerung am Kampfe völlig niedergebrannt —, selbstverständlich mit vollem Recht. Denn jeder Befehlshaber muß in erster Linie für das Wohl und die Sicherheit seiner Truppe besorgt sein, und wenn die Zivilbevölkerung sich auf hinterlistige Weise am Kampf gegen die bewaffnete Macht beteiligt, so muß ein solches Exempel statuiert werden, daß ihr die Lust zu weiterer Hinterlist vergeht. Aber man war neben dem Soldaten doch auch noch Mensch und wußte genau, daß in diesen noch vor wenigen Tagen blühenden Dörfern Hunderte von Frauen und Kindern gelebt hatten, die nun unschuldig um Haus und Hof, Hab und Gut gekommen waren. Die in der kurzen Zeit schon stark verwilderte Hunde und Katzen trugen nicht dazu bei, dem unheimlichen Anblick der Orte das Furchtbare zu nehmen.

In Hervé war eine längere Rast, die von dem Befehl zum Instellungsgehen unterbrochen wurde. Noch immer hielten sich einige Forts

von Lüttich, deren Widerstand so schnell als möglich gebrochen werden mußte.

Unser Regiment wurde gegen das Fort d'Evegnée eingesetzt; die I. Abteilung ging nördlich von Blegny, die II. südöstlich von Bolland in Stellung. Aber das war nicht so einfach. Der französische Festungsbaumeister, von dem die Pläne für die Verteidigungsanlagen stammten, hatte sein Handwerk verstanden. Alle Straßen, die zu unserer Stellung führten, waren von den Forts her einzusehen, und durften, weil nicht unnötig Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden sollten, nicht benutzt werden. Die II. Abteilung mußte infolgedessen einen Wiesenhang hinunter, so steil, wie sie ihn bis zum Vormarsch in Italien nie wieder zu überwinden gehabt hat.

Zum Glück überlegte sich der Kommandant des Forts die Geschichte, als ihm durch einen Parlamentär die Kapitulation angeboten wurde. Zu seinem Entschluß wird wohl sehr wesentlich ein mitgeschickter Gefangener beigetragen haben, der die vielen deutschen Truppen gesehen hatte. Gegen 4 Uhr nachmittags hißte das Fort die weiße Fahne, gerade als unsere ersten Geschütze feuerbereit waren. Erfreulicherweise wurde dadurch den hinteren Batterien die Rutschpartie der vorderen erspart.

Für den 11. schien damit unser Tagewerk getan zu sein. Als das Regiment bei Bolland Biwak aufschlug, kam jedoch unerwartet der Befehl, noch am Abend gegen das Fort de Pontisse in Stellung zu gehen. Diesmal hatte die I. Abteilung Pech. Sie war die vorderste des Regiments und bereits in Stellung gegangen, als der Befehl zum Übergang zur Ruhe kam. Da die Dunkelheit dem weiteren Tun ein Ziel setzte, bezog sie in ihrer Stellung Biwak. Die II. Abteilung hatte es besser. Ihr wurde das Dorf Barchon als Ortsbiwak zugewiesen, was die Verpflegung der Batterien wesentlich erleichterte.

Als das Regiment am nächsten Morgen um 7 Uhr noch keinen Abmarschbefehl hatte, ging ein allgemeines Verwundern reihum. Ein Manövertag hatte doch grundsätzlich nicht nach 5 Uhr morgens angefangen. Und nun war Krieg; es war 7 Uhr vormittags, und man war immer noch im Biwak? War denn der Krieg gemütlicher als ein Manöver?

Erst um 9½ Uhr kam der Befehl zum Abmarsch mit der Nachricht, daß unser Regiment zu seiner 17. Infanterie-Division zurücktreten sollte. Zusammen mit dem II. I.R. 76 marschierten wir in das Biwak bei Berneau, wo die ganze Division versammelt war.

Im Dorfe Berneau sah es furchtbar aus. In den vergangenen Nächten hatten Schießereien zwischen belgischen Freischärlern und unserer 34. Brigade stattgefunden, wobei einwandfrei festgestellt worden war, daß auch Einwohner aus den Häusern auf die Truppe geschossen hatten. Ganz selbstverständlich waren unsere Soldaten in die Häuser eingedrungen und hatten, wo sie Schuldige oder Verdächtige abgefaßt hatten, kurzen Prozeß gemacht. Bedauerlicherweise waren bei dem Geschiesse auch Frauen und Kinder ums Leben gekommen, was bei der Dunkelheit und bei der Erbitterung des Kampfes aber nicht verwunderlich ist. Wie außerdem die Häuser nach diesen Kämpfen im Inneren aussahen, kann man sich leicht vorstellen. Niedergebrannt war das Dorf nicht; es wirkte aber mit den umherliegenden Leichen, den verwüsteten Häusern und dem herrenlos umherlaufenden Viehzeug von Katzen, Hunden, selbst Hühnern und Schweinen noch unheimlicher, als die ausgebrannten Dörfer Hervé und Battice.

Es ist wohl verständlich, daß ein Holländer oder Amerikaner, vor allen Dingen die Belgier selbst, beim Anblick eines solchen Dorfes entsetzt waren. Und doch muß jeder, der ein Urteil über diese Dinge abgeben will, immer bedenken, daß die deutschen Soldaten selbst in Lebensgefahr waren, und daß in der Hitze des Kampfes manches geschieht, was bei ruhiger Überlegung nicht geschehen würde. Wenn man irgendeinen Frontsoldaten der feindlichen Mächte auf Ehre und Gewissen fragen würde, ob er unter gleichen Umständen nicht ebenso gehandelt hätte, muß er es, wenn er ein ehrlicher Kerl ist, bejahen. Und jeder, der den Krieg mitgemacht hat, hat Tausende und aber Tausende von Beispielen erlebt, wo unsere Soldaten in geradezu rührender Weise für die feindlichen Einwohner gesorgt haben. Daß Roheiten vorgekommen sind, muß zugegeben werden. Das ist bedauerlich, aber natürlich erklärlich; in jeder Nation und in jedem Millionenheer gibt es moralisch minderwertige Kreaturen.

In diesem Biwak, in dem die ganze 17. I.D. zusammenlag, hielt uns der Feldprediger Busch den ersten Feldgottesdienst. Den ersten — denn die Kürze der Mobilmachungszeit hatte in der Garnison keine Zeit hierfür gelassen. Es war eine richtige Soldatenpredigt, schlicht, kräftig und ergreifend, und so manchem, der sich in glücklicheren Friedenstagern wenig um Gottes Wort gekümmert hatte, standen vor innerer Bewegung die Tränen in den Augen.

Die Division hatte befohlen, daß alle Formationen um 5 Uhr morgens abmarschbereit stehen sollten, wenn kein anderer Befehl käme. So stand unser Regiment am 13. morgens von 5 Uhr ab marschfertig. Aber bald

kam der Befehl, ruhig wieder abzuspannen. Wir blieben den Vormittag im Biwak und ließen uns in beschaulicher Behaglichkeit die warme Sonne auf den Buckel scheinen. Auch der Reinlichkeit wurde gesorgt. In dem klaren Fließchen, das unmittelbar am Biwak vorbeimurmelte, wurde der Staub der letzten Tage gründlich abgewaschen. Und wieviel Feldpostkarten und Briefe mögen in jenen Stunden an die Lieben daheim geschrieben worden sein!

Das Dorf Verneau lag unmittelbar an der holländischen Grenze; mehrfach gab's kleine Meinungsverschiedenheiten mit den holländischen Zollwächtern, wenn unsere Leute beim Schneiden von Futter für die Pferde einen Haferschlag noch für belgisch hielten, den die Zollwächter für holländisch erklärten.

Erst am Nachmittag ging es weiter. Unsere Flieger hatten festgestellt, daß sich belgische Infanterie auf der Westfront von Lüttich eingegraben hatte. Um diese abzuschneiden, marschierte die 17. I.D. unmittelbar an der holländischen Grenze entlang nach Lixhè an der Maas, wo unsere Pioniere eine Brücke gebaut hatten. Der Fluß wurde vom Feinde ungestört überschritten, und am Abend dieses 13. August bezog die I. Abteilung Ortsunterkunft in Mall und Gluse, die II. Abteilung und der Regimentsstab in Boirs. Es war, als ob sich die Denkungsart der Bevölkerung mit dem Überschreiten der Maas völlig geändert hätte. Dieser Teil Belgiens wird in der Hauptsache von Flamen, also Germanen bewohnt. Nirgends waren die Einwohner geflohen, überall stellten sie bereitwillig Eimer mit Wasser an die Marschstraße, denn auch an diesem Tage war die Hitze groß gewesen, und der in dichten Wolken wirbelnde Staub hatte geholfen, die Kehlen auszutrocknen. Nur große Angst hatten die guten Leute vor den deutschen Soldaten. Als sie aber erst merkten, daß die „Barbaren“ den wirklich friedlichen Bürgern auch nicht ein Härchen krümmten, da wurden sie sehr schnell zufräulich und brachten freiwillig zu essen und zu trinken.

Beim Abmarsch am nächsten Morgen wurden wir zum erstenmal um die später so berühmt gewordenen Zettel gebeten: „Gute Leute, bitte schonen.“ In jedem Quartier, in das wir von nun an kamen, baten die Einwohner um eine solche Bescheinigung, und diese Zettel wurden ängstlicher gehütet, als im sorglosen Frieden die heiligste Reliquie. Auch wieder ein gutes Zeichen für das deutsche Heer; es ist ein Beweis, daß solche Bitten respektiert wurden, und daß der deutsche Soldat nicht planlos plünderte, raubte und mordete, wie die feindlichen Zeitungen es ihren Lesern vorlogen.

An diesem 14. wurde der Marsch fortgesetzt und die Flankenbewegung beendet. Wir standen westlich von Lüttich und hatten die Front nach Osten. Die I. Abteilung bezog gegen Mittag mit der 33. Infanterie-Brigade als Divisionsreserve Bivak bei Frelour. Die 34. Brigade mit der II. Abteilung wurde eingesetzt, um gegebenenfalls den Abmarsch des Gegners zu hindern. Die 4. und 5. Batterie gingen dazu bei Othée in Stellung, die 6. Batterie bei La Vallée. Auch am 15. blieb das Regiment ruhig an seinen Stellen, ohne daß der Belgier sich blicken ließ. Die unverhoffte Ruhe wurde eifrig ausgenutzt, um alle Sachen wieder in Schuß zu bringen.

An diesem Tage ergaben sich die letzten Forts von Lüttich, nachdem das Fort Loncin in die Luft geflogen war. Eine 42-cm-Granate der „dicken Berta“ hatte die bombensichere Betondecke der Pulverkammer durchschlagen und ihre Explosion herbeigeführt. Als die Trümmerhaufen von Loncin den Parlamentären der sich noch haltenden Forts gezeigt wurden, gaben sie weiteren Widerstand als nutzlos auf.

Damit war der Weg in das Herz Belgiens frei! Am 16. begann der Vormarsch der deutschen Armeen. Das IX. A.K. unter Führung des Generals der Infanterie v. Quast und mit ihm die 17. I.D. traten zur 1. Armee über, die von dem General der Infanterie v. Kluck geführt wurde. Da unser Armeekorps bereits am weitesten westlich stand, so blieben wir auch an diesem Tage noch in unseren Stellungen, um den anderen Korps Zeit zum Aufmarsch zu lassen. Weil wir überdies das linke Flügelkorps der 1. Armee waren, also der innere Flügel, um den die notwendige Schwenkung ausgeführt werden mußte, so war auch der Marsch am 17. nur kurz. Wir waren nicht böse darüber, denn auf diese Weise kamen wir schon mittags in die Quartiere — die I. Abteilung nach Heers, die II. Abteilung nach Horpmael.

War die Verpflegung in den ersten Tagen recht knapp gewesen, so war sie nach dem Überschreiten der Maas jetzt gut und reichlich. Nicht daß irgend etwas durch die Proviantämter geliefert worden wäre. Da immer noch neue Transporte an Menschen und Pferden der Front zurollten, konnten Verpflegungszüge zunächst noch nicht nachgeschoben werden. Aber unser Vormarsch führte durch eine der reichsten und fruchtbarsten Gegenden Europas. Die Ernte war zu einem großen Teil schon in der Scheuer oder stand in Hocken auf dem Felde. In den saftigen Koppeln gab es unendlich reiche Viehbestände, und da auch die Kartoffeln reif waren, so fehlte es auch an diesem, für den Mecklenburger wichtigsten aller Nahrungsmittel nicht. Ja, wir lebten sogar besser als zu Hause.

Denn da allerlei Darmkrankheiten spukten, durfte von dem reichlich vorhandenen Rotwein requiriert werden. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so war alles „darmkrank“ und trank Rotwein. Und soviel guten Rotspohn, wie jeder von uns auf diese Weise zu trinken bekam, hätte er sich in der Heimat wohl nicht leisten können. Und obwohl wir all diese Herrlichkeiten aus dem Lande entnahmen, war das Verhältnis mit den Einwohnern doch im allgemeinen gut, weil alles ordnungsmäßig gegen Gutschein requiriert und unnötige Härte vermieden wurde.

Und noch eins trug zum guten Verhältnis mit der Bevölkerung wesentlich bei. Wir waren jetzt in dem rein flamischen Teil Belgiens. Wenn die Gelehrten unter uns sich Mühe gaben, mit Hilfe der mühsam erhaltenen Brocken ihres Schulfranzösisch ihre Wünsche verständlich zu machen, so erfolgte oft ein bedauerndes Achselzucken, das soviel hieß wie „Kannitverstaht.“ Wenn dann aber ein gewitzter Mecklenburger Jung up gaud meckelbörgsch tau snacken anfäng, un Arm un Bein taun verkloren mit tau Hülp nehm, dann ging ein verstehendes Grinsen über die Gesichter, und in kurzer Zeit war das Gewünschte zur Stelle.

Der 18. August, der Jahrestag von Gravelotte und St. Privat, wurde der erste Schlachttag der 1. Armee. Die belgische Feldarmee hatte sich hinter der Gette in der Linie Dieft—Tirlemont zur Schlacht gestellt, um die Hauptstadt des Landes, Brüssel, gegen den deutschen Angreifer zu verteidigen. Aber ohne allzuharte Opfer gelang es, den Widerstand des Feindes zu brechen. Unser Regiment kam überhaupt nicht zum Eingreifen. Es war der 34. Brigade zugeteilt, die ihrerseits der 1. Armee als linke Seitendeckung diente. Eine französische Kavallerie-Division war nämlich im Anmarsch gemeldet — sie kam aber nicht. Und so bezog das Regiment, nachdem es den ganzen Tag über untätig auf der Landstraße gehalten hatte, am späten Abend Ortsbiwak in Neerwinden.

Am 19. 8. wurde der Vormarsch fortgesetzt. Die Belgier hatten ihre Hauptstadt preisgegeben, ohne sich bis zur Entscheidung zu schlagen; die belgische Feldarmee zog sich unter den Schutz der Kanonen von Antwerpen zurück. Unsere Division marschierte bei der Verfolgung über das Schlachtfeld des vergangenen Tages. Wiederum hatte sich ein Teil der Zivilbevölkerung am Kampf beteiligt. Vierzig Personen, bei denen Waffen gefunden waren, darunter ein katholischer Priester, mußten standrechtlich erschossen werden.

Am Abend bezog das Regiment Ortsunterkunft mit der I. Abteilung in Overhem, mit der II. Abteilung in Willebringen.

Es gab damals nicht nur einen, sondern viele unter uns, die ernstlich bekümmert waren, als auch die Schlacht an der Gette zu Ende ging, ohne daß das Regiment zum Eingreifen gekommen war! Würde nicht womöglich der ganze Krieg vorbei sein, ehe wir an einer Schlacht teilgenommen hätten? Nun, diese Sorge sollten schon die kommenden Wochen als unnötig erweisen.

Die Schlacht an der Gette hatte der 1. Armee den Weg nach Frankreich frei gemacht. In Eilmärschen strebte sie nun nach Süden. Unerhörte Marschleistungen wurden dadurch für die Truppen des rechten Flügels nötig, während es unser Korps vorläufig noch gut hatte. Wir waren ja der innere Flügel der Armee, und mußten deswegen dem äußeren Flügel Zeit lassen, die Schwenkung seiner Marschrichtung von Westen nach Süden durchzuführen. Infolgedessen gab es auch auf dem Marsch am 20. wieder lange Halte bei uns. Bei einer solchen Rast in der Gegend von Huldenberg wurde plötzlich im Dorf geschossen, und zwar waren, wie es sich bald herausstellte, belgische Zivilisten die Schützen gewesen. Es gelang, einen der Täter auf der Flucht zu verwunden und gefangenzunehmen. Ihn ereilte sein verdientes Schicksal. Die Häuser, aus denen geschossen worden war, gingen außerdem als abschreckendes Beispiel in Flammen auf.

Am Abend bezog die I. Abteilung Bivak bei Overysche, die II. Abteilung bei Calheide. Beide Dörfer bargen Gewächshäuser in riesiger Zahl, in denen hauptsächlich die köstlichsten Weintrauben reiften, die für die Brüsseler Feinschmecker bestimmt waren. Die Besitzer dieser Gewächshäuser, die in großer Sorge um ihre vielen Fensterscheiben waren, boten freiwillig für alle Soldaten Weintrauben an, wenn wir ihnen dafür die Gewächshäuser nicht zerstörten. Aus ihren Zeitungen wußten sie ja natürlich ganz genau, daß wir Barbaren aus reiner Zerstörungswut alles kurz und klein schlugen. Wir belehrten die guten Leute zwar nachdrücklich, daß wir uns auch ohne Geschenke anständig zu betragen pflegten, die Weintrauben nahmen wir aber trotzdem gern. Sie schmeckten als Nachtisch köstlich! Der 21. August brachte wieder nur einen kurzen Marsch. Der Abend dieses Tages fand die I. Abteilung in Estrees, die II. Abteilung in Chemois im Ortsbivak. Diese Marschtage verliefen ohne besondere Ereignisse. Man marschierte, bivakierete und suchte sich mühsam zwar nicht seine Nahrung, wohl aber die Zeit, in der man die Nahrung zu sich nehmen konnte. Denn da die Artillerie damals noch keine Feldküchen hatte, wurde es mit der warmen Verpflegung bei Tage

meistens nichts; es konnte immer erst abgekocht werden, wenn die Batterien abends ins Biwak kamen.

Von nun an wurden die Märsche länger, nachdem die Korps an rechten Flügel die Schwenkung beendet hatten. Am 22. August brachen wir erst um 10 Uhr vormittags auf. Der Marsch führte uns über das Schlachtfeld von Waterloo. Dort hatten Anno 1815 Deutsche und Engländer Schulter an Schulter gekämpft, um Napoleons Herrschaft über Europa endgültig zu brechen. Und heute? . . . . . Gegen 12 Uhr gab es einen langen Halt, der bis in den späten Nachmittag dauerte. Die Truppe schimpfte natürlich nicht schlecht, weil kein Mensch wußte, warum wir — anscheinend zwecklos — so lange auf der Landstraße herumstehen mußten. Tatsächlich entwickelte sich die Armee zum Angriff. Es waren Meldungen eingegangen, daß der Gegner — Gerüchte munkelten von Engländern — nur noch einen Tagemarsch entfernt sei. Daraufhin wurden die Armeekorps so weit entfaltet, daß die einzelnen Brigaden nebeneinander und nicht mehr wie bisher hintereinander marschierten. Die 33. Brigade, der unser Regiment zugeteilt war, marschierte an der Spitze, wir mußten daher warten, bis die 34. Brigade mit uns auf gleicher Marschhöhe war. Am Spätnachmittag begann dann noch ein langer Marsch. Da jetzt so viele Kolonnen nebeneinander nach Süden strebten, reichte die Zahl der Chaussees nicht mehr aus, und unsere Brigade hatte das Pech, daß ihr für 5 Kilometer ein schmaler Treidelweg neben einem Kanal als Marschstraße angewiesen wurde. Als unser Regiment diesen Teil des Weges zu passieren hatte, war es schon stockfinstere Nacht geworden. Links des Weges blinkte aus der Dunkelheit der Wasserspiegel des Kanals, der kaum einen halben Meter tiefer lag als der Marschweg, rechts war zwar kein Wasser, aber die Wiesen lagen noch tiefer als der Wasserspiegel, so daß der Höhenunterschied zwischen Weg und Wiesen dort mehr als ein Meter betrug — der schmale Treidelweg lief als Damm zwischen beiden dahin. So war es in der finsternen Nacht ein übles Fahren. Erklärlicherweise wollte kein Geschütz gern ins Wasser fallen. So hielten alle Stangenreiter lieber etwas mehr nach der Wiese zu. Und was kommen mußte, kam — plötzlich lag eine Kanone in der Wiese auf dem Rücken. Daraufhin natürlich allgemeines Durcheinander, und erst nach erheblichen Anstrengungen gelang es, das Geschütz wieder auf den Weg und auf die Beine zu bringen. Durch den entstandenen Halt war nun auch die Marschkolonne abgerissen, und die Verbindung mußte notdürftig durch Reiter aufrechterhalten werden. Da wo die Marschstraße von dem Kanal abbog, ging der Weg nach einer Biegung steil

bergan und führte dann in einem Knickweg weiter. Jedes Geschütz, das diesen Punkt glücklich erreicht hatte, jagte in scharfem Trabe der Kolonne nach, um den Anschluß wiederzugewinnen. Es muß wirklich wundernehmen, daß bei diesem Gejage nichts passiert ist. Sicherlich wird sich aber wohl noch jeder Teilnehmer dieses Abends erinnern. Erst nach 12 Uhr kamen die letzten Batterien auf den Bivakplätzen an, die der I. Abteilung bei d'Ecauffines d'Engghien, die der II. Abteilung bei Genripont.

### Die Schlacht bei Mons.

Wir waren nun allmählich schon an Kummer in bezug auf die Nachtruhe gewöhnt. So wunderte sich eigentlich auch niemand mehr, als wir am 23. um 7 Uhr vormittags schon wieder marschbereit sein mußten. In den letzten Tagen war schon davon gemunkelt worden, daß Engländer vor unserer Front sein sollten, doch noch war keiner wirklich gesehen worden. Bald jedoch nachdem die verstärkte 33. Brigade den Vormarsch angetreten hatte, kam eine Patrouille der 16. Dragoner, unserer Divisions-Kavallerie, zurück, die einen Zusammenstoß mit englischer Kavallerie gehabt hatte. Tommy war also doch tatsächlich da! Und gar nicht weit — es war mit Sicherheit anzunehmen, daß wir noch heute mit ihm die Klingen kreuzen würden.

Zunächst entwickelte sich das Bild ganz manövermäßig. Wir waren dicht an die belgische Südgrenze gelangt, 25 km links vor uns lag schon die französische Festung Maubeuge. Quer zu unserer Vormarschrichtung, die etwa 6 km östlich an der belgischen Stadt Mons vorbeiführte, lief der Kanal du Centre. An seiner Kreuzung mit unserer Vormarschstraße lag das Dörfchen Havré, und an diesem Kanal waren die ersten englischen Postierungen festgestellt. Da deren Stärke nicht bekannt war, so wurden die nötigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um ein Ausprallen unserer Infanterie auf einen überlegenen Gegner ohne den nötigen artilleristischen Schutz zu verhüten. (Der militärische Fachausdruck hierfür war: den Regenschirm aufspannen.) Diese Maßnahmen bestanden darin, daß eine oder mehrere Abteilungen Artillerie in Lauerstellung gingen. Diesmal war unsere II. Abteilung an der Reihe. Und in dieser Stellung wurden die ersten scharfen Schüsse von unserem Regiment gelöst. Am Westrande von Havré zeigten sich kleinere Ansammlungen englischer Truppen, auf die die 6./24 die ersten scharfen Schüsse abgab. Sehr bald verschwanden die Engländer, und die Batterie stellte aus Mangel an Zielen

das Feuer wieder ein, nachdem auch die 4./24 noch zum Schuß gekommen war. Um der Infanterie die meist sehr blutigen Häuserkämpfe zu ersparen, wurde dann die Übergangsstelle unter Feuer genommen. Die Infanterie war jedoch schnell in breiter Front über den Kanal, ohne auch nur an einer Stelle ernstlichen Widerstand gefunden zu haben. Als die Batterien jetzt schnell nachgezogen wurden, war das erste, was wir in Havré sahen, ein großes Geschloßloch in einer Hauswand. Dieser Einschlag lag aber eine beträchtliche Zahl von Hundert Metern vor dem Ziel, der Brückenstelle. Man merkte, daß man nicht mehr auf dem Truppenübungsplatz war, wo die Entfernungen nach den verschiedenen Zielen doch wenigstens annähernd bekannt waren.

Im Dorfe wurde das Regiment angehalten, weil die Infanterie nun erst wieder den nötigen Vorsprung gewinnen sollte. Außerdem mußten wir auf unseren rechten Nachbarn, die 18. I.D. warten, die es wesentlich schwerer gehabt hatte. Unsere 17. Division war an diesem Tage linke Flügeldivision der 1. Armee. Links von uns focht nur noch die 34. Inf. Brig.

Die Einwohner von Havré benahmen sich uns gegenüber recht freundlich, nachdem sie sich erst einmal entschlossen hatten, die schützenden Keller zu verlassen. Ein großer Teil dieser Freundlichkeit war allerdings wohl auf das Konto der Angst vor den „Barbaren“ zurückzuführen. Da es Mittagszeit, und an Abkochen nicht zu denken war, so kaufte sich jeder, der etwas bekommen konnte, Eßwaren, und das Trinken wurde auch nicht vergessen, denn der Tag war glühend heiß. Während dieses Haltes wurde der erste gefangene Tommy eingebracht. Aber entweder war der Kerl wirklich strohdumm oder ein wackerer Soldat, denn zu erfahren war von ihm nicht viel.

Die Stimmung war im allgemeinen sehr vergnügt, denn bisher ließ sich dieser erste „Schlachttag“ ja recht gemütlich an. Die angenehme Mittagspause fand jedoch ein jähes Ende. Ein großer feindlicher Stab war nämlich auf den Höhen südwestlich von Villers St. Ghislain erschienen und hinter der Höhe war starke feindliche Kavallerie festgestellt worden. Die 6. Batterie, als die vorderste, wurde schnell am Südrand eines Wäldchens in Stellung gebracht. Vorsichtig schoß sich der Batteriechef, Hptm. v. Carlowitz, nicht auf den Stab selbst, sondern auf einen in der Nähe liegenden Punkt ein. Als dahin die Entfernung ermittelt war, schwenkte er mit einem Feuerüberfall auf den Stab und langte dann mit den nächsten Gruppen hinter die Höhe. Und hier hatte alles geklappt. Der Richtkreis 1, Uffz. Gütchow und die Richtkanoniere hatten so sauber

gearbeitet, daß gleich die ersten Schüsse im Stab lagen. Und ebenso mußten die Schüsse hinter der Höhe ihr Ziel erreicht haben, denn als sich der Rauch verzogen hatte, sah man eine Menge reiterloser Pferde davonlaufen. Als kein Ziel mehr zu sehen war, wurde das Feuer eingestellt.

Schon hier bei Mons hatte man eigentlich nicht einen Augenblick das Gefühl, auf Menschen zu schießen. Immer war es nur das „Ziel“, ob es nun heute Engländer oder morgen Franzosen waren, um die es sich handelte. Kam man aber dann beim Vormarsch an verwundeten Feinden vorbei, war sofort das Mitleid mit dem Menschen da und dem hilflosen Gegner wurde ebenso geholfen wie dem hilflosen Kameraden.

Inzwischen waren auch die anderen Batterien des Regiments in Stellung gegangen. Da die 6./24 ganz im Raum der 1./24 stand, so wurde sie auch dieser unterstellt. Dafür trat die 1./24 unter den Befehl der II. Abteilung. Die Infanterie ging inzwischen weiter vor, während vom Gegner nichts zu hören und nichts zu sehen war. Als die vorderen Schützenlinien etwa die Chaussee Mons—St. Symphorien erreicht hatten, kam an unsere Batterien der Befehl zum Stellungswechsel. Es schien beinahe so, als ob Tommy den besseren Teil der Tapferkeit erwählt und abgebaut hätte. Das Ausproben wurde beschleunigt, und im Trabe gingen die Batterien vor.

Die Gegend zwischen dem Kanal und der eben genannten Chaussee ist schwach gewellt und mit kleinen Waldparzellen durchsetzt. Nur eine Phosphatfabrik, die an der rechten Grenze unseres Gefechtsstreifens lag, erinnerte daran, daß wir nicht in der Gegend zwischen Güstrow und Schwerin waren. Erst südlich der Chaussee kam ein ausgesprochener Höhenzug, aus dem südwestlich St. Symphorien die bewaldete Kuppe des Bois la Haub steil emporragte.

Die I. Abteilung sollte an der Chaussee, die II. Abteilung bei St. Symphorien und der Phosphatfabrik mit der Front nach Süden bzw. Westen in Stellung gehen; es hieß, Gefahr bestehe nicht, denn uns gegenüber sei nur eine englische Kavallerie-Brigade. Die 4. Batterie kam unbeschossen als vorderste Batterie in ihre Stellung, einen Obstgarten in St. Symphorien. Die 5. und 1. folgten auf dem Feldwege, der dicht an der Fabrik vorbeiführte. Die I. Abteilung hatte zu ihrem Vorgehen keinen Weg zur Verfügung und ging vom Südrand Havre querbeet auf eine Windmühle an der Chaussee vor.

Gerade hatte die Spitze der I. Abteilung die Chaussee erreicht und war die 5. Batterie wenige hundert Meter südlich der Phosphatfabrik in Stellung gegangen — da zuckte plötzlich Bliß auf Bliß am Bois la

Haub auf, und ein Hagel von Schrapnells prasselte unseren Batterien entgegen. Bei der II. Abteilung ging es gut ab, obwohl die Schrapnellkugeln unangenehm genug sausten. Schnell hatte der Führer der 5., Hptm. Uller, den Feind erkannt und nahm das Feuer gegen die feindliche Batterie auf. Diese war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Bois la Haub nur gegen Sicht gedeckt aufzubauen. Und nun half ihr die Hecke wenig gegen unsere Granaten Bz. Nach wenigen Gruppen mußte sie das Feuer einstellen. Auch die 1. Batterie beteiligte sich im weiteren Verlauf an der Bekämpfung.

Wesentlich schlechter war es inzwischen der I. Abteilung ergangen. Bei ihr hatten die feindlichen Schrapnellkugeln in den Batterien gelegen, und der 3. und 6. Batterie erhebliche Verluste an Menschen und Pferden zugefügt. Aber auch hier gelang es, dem Gegner schnell das eherne Maul zu stopfen. Die 2. Batterie, die ohne Verluste davongekommen war, hatte im Augenblick abgeproßt, und Hptm. Rudloff nahm sich die zweite feindliche Batterie, die gleichfalls auf dem Bois la Haub stand, vor. Und gleichfalls mit durchschlagendem Erfolg. Zwar versuchten die englischen Kanoniere, noch verschiedentlich gegen uns aufzukommen, aber jedesmal genügten wenige Gruppen, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Wenn die Verluste nicht gewesen wären, hätte man glauben können, man sei auf der Bockhorst bei der Batteriebesichtigung. Bei den liegengebliebenen Gepanzen wurden die verwundeten und toten Pferde ausgeschirrt, die Geschirre geflickt, wie es bei den Herstellungsarbeiten gelernt worden war, und was an Geschützen und Munitionswagen fertig war, ging dann mit 2 oder 4 Pferden bespannt in Stellung.

Geradezu vorbildlich benahmen sich auch die Munitionswagen der Kolonne von Hptm. Püeschel. Die Batterien mußten Munition haben, und trotz des feindlichen Feuers fuhren die Wagen in ruhigem, langem Galopp vor und dann ebenso ruhig wieder zurück. Mancher Wagen blieb liegen, trotzdem kam das nächste Fahrzeug genau so selbstverständlich und ruhig wie auf dem Exerzierplatz zu den beschossenen Batterien vor.

Die Infanterie hatte inzwischen die Chaussee, an der die Stellungen der 1./24 lagen, weit hinter sich gelassen und war mit der feindlichen Infanterie aneinandergeraten — und die war nicht so leicht niederzukämpfen wie die beiden Batterien. Von Mons führte eine breite Chaussee nach Maubeuge, deren Gräben den feindlichen Schützen vortreffliche Deckung boten. Daß sie darin saßen, wurde erst im Laufe unseres Infanterieangriffes festgestellt. Und wieder hatte die 1./24 Pech. Zu sehen war von

ihrem Platz aus nichts. Aber alle zu weitgehenden Geschosse der Tommys kamen in die Batteriestellungen. Zwar schützten die Schilde vollkommen dagegen, aber wenn jemand ihren Schuß verlassen mußte, pfiffen die Kugeln um so unangenehmer, und mehr als einer von uns fiel diesen Zufallstreffern zum Opfer. Den ganzen Nachmittag über blieben die Stellungen der I./24 ein recht unangenehmer Aufenthalt.

Sehr bald stellte es sich heraus, daß die Infanterie allein des Gegners nicht Herr wurde; sie bat daher um die Hilfe der Schwesterwaffe. Hptm. v. Carlowitz seinerseits hatte schon vorher für seine Batterie um die Erlaubnis zum Stellungswechsel nach vorn nachgesucht, weil er mit seinen Geschützen aus der bisherigen Stellung nicht mehr gut wirken konnte. So erhielt nunmehr die 6./24 am Spätnachmittag den Auftrag, zur Begleitung des Infanterieangriffs Stellungswechsel vorwärts vorzunehmen. Wie oft war das im Frieden geübt worden! Wie oft hatte es in den Kritiken nach solchen Übungen geheißen, daß auf die gewählte Art im Ernstfalle wohl kein Geschütz die neue Stellung erreicht hätte, weil schon vorher Mann und Roß gefallen wären! Hptm. v. Carlowitz ließ also erst nach sorgfältiger Erkundung der Stellung die Batterie nachholen. Aber wo keine Deckung ist, kann auch die sorgfältigste Erkundung keine schaffen. Es mußte also versucht werden, durch Eile und Überraschung Verluste möglichst zu vermeiden. Die Batterie ging im Galopp in Stellung, während die Infanterie versuchte, die feindliche Aufmerksamkeit durch heftiges Feuer auf sich zu ziehen. Wirklich gelang denn auch das Instellungsgehen ohne große Verluste. Schnell waren Prozen und Staffeln entleert, und die Gespanne verschwanden. Und was im Frieden tausendmal hatte gepredigt werden müssen, und doch nie befolgt worden war, „das Decken“, hier, wo die feindlichen Kugeln pfiffen, brauchte es niemandem gesagt zu werden, denn jeder tat es von selbst.

Aber nicht alle konnten hinter den schützenden Schilden bleiben; und so gab es schon beim Einrichten der Beobachtungsstelle Verluste. Der Gegner hatte sehr rasch erkannt, was für ein unangenehmer neuer Feind ihm auf den Leib gerückt war, und versuchte alles, um die Batterie nicht zum Schuß kommen zu lassen. Ein tolles Infanteriefeuer lag auf der Stellung, und wenn auch jeder, so gut es ging, sich zu decken suchte, so wuchsen die Verluste doch erschreckend. Sehr bald wurde Hptm. v. Carlowitz schwer verwundet, nachdem er die Batterie auf die englischen Schützen an der Chaussee nach Maubeuge eingeschossen und den Tommys übel mitgespielt hatte. Nach ihm übernahm Oblt. Toebelemann die Batterie. Nicht für lange. Durch eine feindliche Kugel starb er als erster Offizier

des Regiments den Heldentod. Doch unentwegt setzte die Batterie das Feuer fort; zeitweise beobachtete der Einjährige Uffz. Hoffer, der sich durch Umsicht und Ruhe besonders auszeichnete, und Hptm. v. E. gab danach die Kommandos. Bald war es jedoch klar, daß die 6. Batterie allein der feindlichen Schützen nicht Herr werden konnte. Zwar hatte ihr Feuer es der Infanterie ermöglicht, sich günstigere Stellungen zu gewinnen; die wirkliche Feuerüberlegenheit, die Vorbedingung für einen erfolgreichen Sturmangriff, konnte sie jedoch nicht erringen. So entschloß sich der Regimentskommandeur, eine weitere Batterie nach vorn zu schieben, um der bedrängten Infanterie zu helfen. Hierzu wurde die 1./24 bestimmt; der Stellungswechsel verzögerte sich aber so, daß sie nicht mehr zum wirksamen Eingreifen kam, weil die hereinbrechende Dunkelheit dem weiteren Kampfe ein Ziel setzte.

Am besten war es an diesem Tage der 4./24 und einem Zuge der 2./24 ergangen. Der letztere war unter dem Befehl des Oblt. Diestel der Vorhut zugeteilt gewesen, hatte mit dieser den Kanal überschritten und war für den weiteren Verlauf der Schlacht dem J.R. 76 zugeteilt worden. Er hatte gut wirken können, ohne selbst vom Gegner unter gezieltes Feuer genommen zu werden. Etwa zur gleichen Zeit, als der Hauptteil des Regiments in den feindlichen Schrapnellregen geriet, hatte der Zug Diestel auf etwa 1500 Meter das Feuer auf feindliche Schützen eröffnet, die in Häusern südwestlich von St. Symphorien sichtbar waren. Als dann die feindlichen Batterien auf dem Bois la Haub ihr Feuer eröffneten, hatte sich auch dieser Zug an der Bekämpfung beteiligt.

Die 4./24 war, wie oben bereits erwähnt, in einem der Obstgärten von St. Symphorien in Stellung gegangen. Bei ihr zeigte sich wieder, daß der Soldat Glück haben muß. Obwohl der ganzen Lage nach ihr Auftrag als der gefährlichste erschien, geschah ihr nichts. Ob der Gegner die Batterie unter den Obstbäumen der Gärten nicht gefunden hat oder nicht hinlangen konnte oder keine Batterien zur Bekämpfung zur Verfügung hatte, ist natürlich nicht zu sagen. Tatsache ist jedenfalls, daß die 4./24 den ganzen Nachmittag über keinen gezielten Schuß bekommen hat. Sie selbst konnte dagegen sehr gut wirken; feindliche Schützengräben und Schützennester in Häusern boten wichtige und dankbare Ziele, bis die hereinbrechende Dunkelheit auch hier dem Kampfe ein Ende machte.

Im allgemeinen war an diesem Abend unsere Stimmung nicht besonders gut. Wir waren zwar nicht zurückgegangen, hatten aber auch keinen vollen Sieg errufen; im Gegenteil, man sah dem kommenden Morgen eigentlich mit Sorge entgegen. Und diese Stimmung verstärkte

sich, als mit dem Eintreffen der 6./24 ihr Schicksal und ihre Verluste bekannt wurden. Sie war, als die Infanterie unter dem Schutze der Dunkelheit zurückging, ebenfalls zurückgenommen worden, doch war das Abbrücken nicht ohne Schwierigkeiten abgegangen, weil noch immer feindliches Infanteriefeuer auf der Stellung lag. Ein Geschütz war liegengeblieben; es wurde durch ein Freiwilligen-Kommando unter Führung des Gefr. Willert zurückgeholt. Den schwerverwundeten Batteriechef trugen die drei Einjährigen der Batterie (Utffz. Hoffer, Einjähriger Eckermann und Rosz) und der Kanonier Höppner im feindlichen Feuer zum Verbandplatz zurück. Es war begreiflich, daß das Wiedereintreffen der Batterie das unbehagliche Gefühl in uns erhöhte.

Da der Gegner nach wie vor im Besitze des Bois la Haub, der weit überragenden Höhe war, so durften auch keine Bivakfeuer angezündet werden. Infolgedessen gab es keine warme Verpflegung, und ein leerer Magen trägt auch nicht gerade zur Erhöhung der Kampfesstimmung bei. Wenn wir damals schon die Gulaschkanone gehabt hätten, uns allen wäre wohlher zumute gewesen.

In diesen Anfangsschlachten des Feldzuges war zum Glück das nächtliche Störungsfeuer noch nicht erfunden. So herrschte in der wunderbaren Hochsommernacht eine fast völlige Stille. Aber nicht allzulange. Denn bald vernahm man vom Gegner her im Laufe der Nacht immer stärker anschwellendes Räderrollen. Was bedeutete das? Solche Zeichen werden immer gedeutet, wie gerade die Stimmung ist. Und für die unsrige ist bezeichnend, daß damals kein Mensch auf den Gedanken kam, der Gegner könnte abbauen, sondern daß jeder glaubte, der Gegner führe Verstärkungen heran. Alles war auf einen Angriff des Gegners am nächsten Morgen gefaßt und bereitete sich darauf vor.

Noch in der Nacht wurden die Batterien umgruppiert. Aber wir können alle Gott danken, daß es am nächsten Morgen nicht wirklich zur Schlacht kam. Denn da das Bois la Haub die ganze Gegend absolut beherrschte, so wären die Batterien samt und sonders vernichtet gewesen, ehe sie überhaupt den Mund hätten auf tun können, wenn der Gegner wirklich genügend Batterien zur Verfügung gehabt hätte. Um 1 Uhr vormittags etwa wurde mit dem Stellungswechsel begonnen, und bei Tagesanbruch war er kaum fertig. In aller Eile wurden die Stellungen hergerichtet so gut es ging. Und ein zweites lehrte jetzt die Lebensgefahr ebenso schnell wie vordem das Decken: das Buddeln. Alles grub in diesen Stunden aus Leibeskräften.

Es wurde heller und heller, und beim Gegner rührte sich nichts. Man war natürlich recht froh darüber. Es wurde 6, es wurde 7, und es rührte sich immer noch nichts. Da erbat und erhielt Major v. Kranold die Erlaubnis, zur Erkundung nach vorn zu reiten.

Der Stab II./24 kam zur Infanterie, und die wußte auch nichts vom Feind. Er ritt weiter vor und sah immer noch nichts vom Gegner. Ja, war der denn etwa weg? Dann hätten wir ja gesiegt! Und es war tatsächlich so. Der Gegner war abgezogen — und sehr schnell schlug unsere Stimmung um. Wir hatten gesiegt!

Die II./24 erhielt die Erlaubnis zum Stellungswechsel vorwärts. Der Weg führte an der Stellung der 6./24 vom Tage vorher vorbei, die durch die frischen Gräber an die schweren Kämpfe mahnte. Kaum waren die Batterien in den neuen Stellungen, als auf etwa 3000 Meter feindliche Schützenlinien auftauchten. Und schon in dieser ersten Schlacht hatten wir darüber zu klagen, daß die Sonne es mit dem Gegner hielt. Wir kämpften mit dem Gesicht nach Süden, also gegen die Sonne, und dadurch waren die Beobachtungsverhältnisse für uns viel ungünstiger als für unsere Gegner, die mit der Sonne sahen. Wer nicht glauben will, wie unendlich viel das ausmacht, der stelle sich an einem strahlenden Sommertage auf einen Hügel und sehe erst gegen die Sonne und dann mit der Sonne in die Weite. Er wird mit der Sonne mehr als doppelt so weit noch Menschen erkennen und Gegenstände unterscheiden können als gegen die Sonne. So war auch nicht einwandfrei zu erkennen, ob die Schützen Engländer oder Deutsche seien. Um unter allen Umständen zu vermeiden, daß wir in die eigene Infanterie hineinschoßen, erlaubte Major v. Kranold nicht, daß die 5./24, die meldete, es handele sich um Engländer, das Feuer eröffnete. Als dann durch Nachfrage bei der Infanterie festgestellt wurde, daß es unmöglich deutsche Truppen sein konnten, waren die Tommys schon in Sicherheit. Es war die Nachhut des Gegners gewesen.

Im Laufe des Vormittags wurde die I. Abteilung nachgezogen. Abgesehen davon, daß die Batterien Streufeuer auf eine halbrechts vor uns befindliche Rückzugsstraße des Gegners legten, kamen die Batterien nicht mehr zum Eingreifen. Das Regiment blieb jedoch in Stellung, bis am Spätnachmittag der Befehl zum Abrücken in die Quartiere kam. Es war noch ein langer Marsch, so daß die Dunkelheit uns noch unterwegs überraschte. Natürlich fuhr sich wieder ein Wagen der Infanterie fest, der erst mit einem Gespann der 5. Batterie flott gemacht werden mußte. Dadurch war ein erheblicher Aufenthalt entstanden und die Marsch-

kolonne abgerissen. In stockfinsterer Nacht wurde trotz der schlechten Wege nachgetrabt. Und richtig! Bei einer Brücke prallen zwei Munitionswagen der 5./24 aufeinander und der eine fällt die Böschung hinunter ins Wasser. Gott sei Dank kostete der Sturz kein Menschenleben. Spät abends kam das Regiment in seinem Ortsbivak Noirchain an und damit war die Schlacht bei Mons abgeschlossen.

Unser Regiment konnte mit dem Bestehen der Feuertaufe wohl zufrieden sein. Es mag bei den ersten feindlichen Schüssen vielen von uns das Herz in wilder Erregung geklopft haben, aber die Disziplin und die Scheu, sich vor den Kameraden eine Blöße zu geben, hielt jede bängliche Regung nieder. Und so war im großen und ganzen — abgesehen natürlich von den schmerzlichen Verlusten — das äußere Bild so, wie sich in den Manövern die „Schlachten“ regelmäßig abgespielt hatten. Die Schlacht bei Mons ist aber hierin auch fast die einzige geblieben, denn sehr schnell ergab es sich, daß die Praxis doch noch wesentlich andere Anforderungen stellte, als sich die gründlichste Theorie hatte ausmalen können. Namentlich der Munitionsersatz gestaltete sich im weiteren Verlauf des Krieges ganz anders als es im Frieden geübt worden war.

### Nach Frankreich hinein.

Am 25. 8. blieb das Regiment zunächst im Bivak, und die Stunden wurden von Menschen und Pferden zu gründlichem Ausruhen benutzt. Da es auch noch Vieh und Früchte des Feldes in reichlichen Mengen gab, so ließ die Verpflegung nichts zu wünschen übrig. Gegen Abend kam der Abmarschbefehl. In unserer linken Flanke lag das noch unbezwungene Maubeuge. Die 17. J.D. durfte daher an der Verfolgung der Engländer nicht weiter teilnehmen, sondern mußte die Festung auf der Westseite einschließen. Gegen 9 Uhr abends überschritten wir beim Marsch auf Maubeuge die französische Grenze. Die Einschließung der Festung war zunächst eine Vorpostenaufstellung, und so waren die 2. und 5. Batterie den Regimentern 76 bzw. 75 zugeteilt, während der Rest des Regiments bei der Ferme Les trois Maisons neben der 34. Inf.-Brig. als Hauptreserve der Division zur Ruhe übergehen sollte. Die Nacht war stockdunkel, und da zur Ferme nur ein Knickweg führte, so war schon das Hinsinden sehr schwierig und alle 5 Minuten gab es in der Kolonne einen Stopp. Gegen 11 Uhr abends waren die Batterien endlich alle da, und im Scheine von

allen möglichen Laternen wurde ein großer Hafer Schlag entdeckt, auf dem der gemähte und in Hocken stehende Hafer auf unsere Pferde schon zu warten schien. Auch „Les trois Maisons“, „Die drei Häuser“, wurden gefunden. Das eine, das der Stab II./24 zu belegen gedachte, mußte gewaltsam geöffnet werden. Erst wurde dröhnend an die Tür geklopft und auf französisch und deutsch die Öffnung verlangt. Aber nichts rührte sich, alle Fensterläden und Türen blieben verschlossen. War nun wirklich niemand darin, oder lauerte der böse Feind auf unser Eindringen? Schließlich bekam man einen Laden auf, mit gespanntem Revolver kletterte der erste hinein und öffnete von innen die Tür. Das Haus war in der Tat leer, sogar zum größten Teil des Hausrates beraubt. Aber immerhin doch ein Dach über dem Kopf. Mitten in der Nacht fiel plötzlich ein Schuß im Lager! Dann noch einer, und im Augenblick war ein wildes Geschiesse im Gange, so daß das ganze Bivak in Aufregung geriet. Aber nach einer Viertelstunde trat ganz von selber wieder Ruhe ein. Angeblich sollte in das Bivak der 4./24 geschossen worden sein, doch war weder Mann noch Pferd verwundet. Ob nicht ein nervöser Mann Gespenster gesehen oder gehört hat? Gott sei Dank sind durch die Knallerei keine Verluste entstanden.

Am 26. rückte die 1./24 mit dem I./76 zum Schutze der Brücken über die Sambre bei Aymeries und Aulnoye ab. Ebenso wurden die übrigen Batterien eingesetzt, um der in Stellung befindlichen Infanterie den nötigen Rückhalt zu geben.

Da mit einem Durchbruchversuch der Franzosen ernstlich gerechnet wurde, so traf man auch die nötigen Vorbereitungen zu seiner Abwehr. Zum ersten Male im Kriege gruben sich die Batterien planmäßig ein, d. h. was man damals so eingraben nannte; man hob eine Geschützdeckung und rechts und links vom Lafettenschwanz Mannschaftslöcher aus, wie es im Exerzierreglement angegeben war. Aber kaum war die Arbeit fertig, da mußten die Batterien Stellungswechsel vornehmen. Von der gefallenem Festung Namur kamen noch mehr deutsche Truppen heran, so daß die Einschließungslinie enger besetzt werden konnte. Am 26. abends kam der Regimentsstab nach Chateau d'Audignies und die Batterien auf die Höhen östlich und südöstlich von Audignies. Aber auch hier war unseres Bleibens nicht. Am 27. abends wurde die 17. J.D. von Reservetruppen abgelöst und trat zur 1. Armee zurück. Es folgte in stockdunkler Nacht ein langer Marsch auf schnurgerader Chaussee am Morval-Forst entlang. Wer im Jahre 1918 noch beim Regiment war, hat ihn unter gänzlich veränderten Verhältnissen wiedergesehen. Auf diesem endlosen

Nachtmarsch hat mancher ausprobiert, daß es sich im Schritt auf dem Pferde und auf der Proße ganz schön schlafen läßt. Erst morgens um 4 Uhr kamen wir ins Biwak. Die I. Abteilung nach Bousies, die II. Abteilung nach Fontaine aux Bois. Dicker Nebel lagerte über der Gegend, und voller Wut entdeckte man nach seinem Verschwinden am Morgen daß eine ganze Reihe von Gehöften in unmittelbarer Nähe des Biwakplatzes lagen, und durch den Nebel unentdeckt und unbelegt geblieben waren.

So schlimm der 27. gewesen war, so milde wurde der 28. Nach kurzem Marsch kamen wir nachmittags in ganz gute Quartiere — die I. Abteilung nach Escauffouurt, die II. Abteilung nach St. Benin. Aus diesen Dörfern waren alle Einwohner geflohen und kamen erst im Laufe des Tages zögernd zurück. Der englische General hatte die Räumung befohlen, angeblich, weil die Deutschen alle Einwohner totschißen! Gerade weil die Häuser leer und verlassen standen, war darin, allem Anschein nach von den Engländern, ziemlich übel gehaust worden, und immer wieder versicherten die Einwohner vom Krieg: „Grand malheur pour vous, pour nous, tout le monde!“

Die 1. Armee hatte nämlich inzwischen ohne uns die Engländer zum zweitenmal, diesmal bei Le Cateau, entscheidend geschlagen und gewaltig ins Laufen gebracht. Infolgedessen ging es am 29. wieder im Eiltempo vorwärts. Nach langem Marsch kam die I. Abteilung in Marteville, die II. Abteilung in Vermand ins Ortsbiwak. Den ganzen Tag über hatte von links her heftiger Kanonendonner gegrollt. Anscheinend stand unser linker Nachbar, die 2. Armee, in heftigem Kampf. Aber das störte uns vorläufig nicht. Und da wir trotz des fast 40 km langen Marsches schon am Nachmittag in die Quartiere gekommen waren, so konnten sich Mann und Pferd bei guter Verpflegung von den Strapazen des Tages erholen. Da kam plötzlich in der Nacht Alarmbefehl. Befehlsempfang war von der Division in einem Vorort von St. Quentin angesetzt, als Marschstraße „die alte Römerstraße“ durch den Wald von Holnon angegeben. Schon am 29. war das Regiment auf einer alten Römerstraße marschiert, die von den Franzosen als wundervolle Chaussee instandgehalten wurde, und so hoffte alles auch jetzt auf eine gute Straße. Leider war es hier anders, wie sehr bald von „Max und Moritz“ festgestellt wurde. „Max und Moritz“ hatten sich nach der Schlacht bei Mons bei der 4./24 als „von der Truppe abgekommen“ gemeldet; es waren 76er, echte pfißige Hamburger Jungs, zum Requirieren glänzend zu gebrauchen, zumal der eine Chauffeur war und ein Auto, das er nach seiner Angabe „verlassen am

Wege gefunden", wieder in Schwung gebracht hatte. Max und Moritz erkundeten also mit ihrem Auto die „Römerstraße", die in Wirklichkeit nur ein elender Feldweg war. Der Erfolg war denn auch, daß sie sehr bald weder vor- noch rückwärts konnten und mit ihrem Vehikel den ohnehin schmalen Weg vollkommen sperrten. Die Unpassierbarkeit des Weges meldeten sie aber erst, als die Batterien zur Stelle waren und des Autos wegen nicht weiterkonnten. Mit unsanftem Schwung wurde das Auto von kräftigen Kanonieren in den Wald befördert, um den Weg wieder frei zu machen. Aber wer beschreibt das Erstaunen der II. Abteilung, als dicht hinter St. Quentin Max und Moritz in einem neuen Auto stolz an der Abteilung vorbeifuhren und sich zurückmeldeten. Dieses Auto hat dann dem Regiment eine Zeitlang noch gute Dienste geleistet, bis Max und Moritz eines Tages ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht auch wieder verschwanden.

Die 17. J.D. sollte eine Lücke schließen, die in der Front der 2. Armee entstanden war. Unser Regiment ging dementsprechend bei Homblières in Stellung, und da sich vom Feind nichts sehen ließ, wurde die Zeit zum Abkochen benutzt.

Inzwischen hatte sich die Lage bei der 2. Armee gebessert; eine Durchbruchgefahr bestand nicht mehr, es handelte sich nur noch darum, die Franzosen endgültig zum Weichen zu bringen. Dementsprechend erhielt nur die Artillerie Befehl zum Einsatz. Bei glühender Mittags- hitze ging die ganze 17. Feldartillerie-Brigade in langen Kolonnen bis auf die Höhen hart westlich der Dise bei Origny vor und dort in Stellung. Aber trotz aller Eile kam sie schon zu spät, die Franzosen hatten sich bereits aus dem Feuerbereich zurückgezogen. Also weiter vorwärts. Die Batterien erhielten die Erlaubnis, batterieweise vorzugehen. Der Erfolg war natürlich, daß jede die erste sein wollte, und daß es an der Disebrücke in Origny zu gewaltigem Gedränge kam, da auch noch Teile anderer Korps in diesem Ort waren. Die II. Abteilung kam zuerst über die Brücke. Für sie hatte Major v. Kranold inzwischen eine Stellung etwa 4 km östlich Origny erkundet, die er nunmehr den Batterieführern anwies. Gerade als die Batterien an die Stellung herankamen, begann der Gegner die erkundenden Stäbe unter Feuer zu nehmen. Schleunigst wurde abgeproßt, aber von der feindlichen Artillerie war nichts zu entdecken. Erfreulicherweise stellte sie dann auch sehr bald das Feuer wieder ein, ohne Schaden angerichtet zu haben. Dafür konnten unsere Batterien mit bestem Erfolg feindliche Kolonnen, die auf dem Rückzug waren, unter Feuer nehmen. Sogar einen kleinen Gegenangriff versuchten französische

Schützen, die aber im Artilleriefeuer sehr schnell zurückfluteten. Nach einem weiteren Stellungswechsel vorwärts wurde das Dorf Pleine Selve beschossen, durch das der Franzose zurück mußte; dann wurde das Feuer eingestellt, weil keine Ziele mehr vorhanden waren. Die I. Abteilung war angehalten worden, nachdem sie die Brücke passiert hatte, und hatte sich einige Kilometer südöstlich Origny bereitgestellt. Da sie hier Fernfeuer erhielt, durch das sogar Verluste eintraten, ging sie noch einige hundert Meter zurück.

Am Abend lag das ganze Regiment bei Lucy im Bivak und marschierte am nächsten Morgen nach Urvillez und Itancourt, die nicht so stark mit Truppen belegt waren. Der Tag wurde ausgenutzt, um den Pferdebeschlagnahme gründlich in Ordnung zu bringen, und auch Schuster und Schneider waren stark beschäftigt. Laut Divisionsbefehl sollte die Infanterie Fahrzeuge beitreiben, um die Tornister zu fahren, ein Zeichen, daß der Vormarsch noch beschleunigt werden sollte. Diese Aussicht trieb alles früh zur Ruhe.

Am 1. 9. ging es schon früh weiter. Bei Chauny mußten wir eine längere Mittagsrast machen, weil die Franzosen die Brücken über die Oise gesprengt hatten und unsere Pioniere noch dabei waren, sie wieder herzustellen. Weder Mann noch Pferd waren über diese Rast böse, denn in Chauny gab es noch große Lebensmittelvorräte, und in den umliegenden Fernen fand sich auch reichlich Hafer für unsere braven Pferde. In einem der Häuser dicht bei unserem Bivakplatz wohnte eine Elsässerin; zwei ihrer Brüder standen im französischen, einer im deutschen Heer. Mit welch zwiespältigem Gefühl mag sie unsere Kanonen betrachtet haben.

Am späten Nachmittag wurde der Vormarsch fortgesetzt, und bei Bichancourt ging die II., bei Marielle die I. Abteilung zur Ruhe über. Abmarschiert wurde am nächsten Morgen nicht sehr früh. Aber trotzdem war der 2. 9. für die Truppe vielleicht der anstrengendste Tag seit Beginn des Krieges. Die Batterien kamen trotz der glühenden Hitze auf über 53 km Marschleistung, und was das heißt, kann nur der beurteilen, der selbst solche Märsche mitgemacht hat. Über Folembray, an der alten, hochragenden Ruine von Coucy le Chateau vorbei, über Soissons ging es nach Blanchy und St. Remy, wo wir zu kurzer Nachtruhe Bivak bezogen. Der 3. verlief ähnlich. Marschieren und abermals marschieren war die Parole. Diesmal brachte uns unser Marsch bis Bonneil und Chezy an der Marne. An diesem Tage merkten wir auch wieder einmal etwas vom Gegner. Unsere Mittagsrast bei Boureige wurde recht unangenehm von einem französischen Flieger gestört, der einen großen Haufen von

Fliegerpfeilen auf uns abwarf, erfreulicherweise ohne ernstlichen Schaden anzurichten. Eine Haubiz-Batterie der 60er versuchte ihn herunterzuholen; aber zum erstenmal machten wir da die Erfahrung, daß es sehr viel leichter aussieht, einen Flieger herunterzuschießen, als es in Wirklichkeit ist.

Das Dörfchen Bonneil liegt am Nordufer der Marne und seine Bewohner treiben in der Hauptsache Weinbau. Obwohl für die II. Abteilung nur ein Bauernhof zur Verfügung stand, konnten doch an jede Batterie über 100 Flaschen Rotwein ausgegeben werden — und dabei wurden die Fässer noch unberührt gelassen.

Am 4. 9. war die I. Abteilung, wie schon die Tage vorher, in der Vorhut und sollte eigentlich den Übergang der Division über die Marne decken. Da aber dicker Nebel in den frühen Morgenstunden jede Sicht nahm, so wurde die erkundete Stellung nicht eingenommen, sondern gleich der Vormarsch angetreten. Er führte über Diffon auf Artonges. Südöstlich dieses Ortes wurde französische Infanterie sichtbar; die Abteilung ging unweit des Ortes La Ville aux Bois im Galopp in Stellung und nahm den Gegner unter Feuer. Um besser wirken zu können, wurde die 3. Batterie bald in eine neue Stellung auf Höhe 301 gezogen. Als die feindliche Infanterie wieder im Wald verschwand, wurden die Geschütze, die ebenso wie in der ersten Aufstellung weithin sichtbar auf der Höhe standen, hinter diese zurückgezogen, und die beiden anderen Batterien südwestlich Montfrabert in Stellung gebracht. Feindliche Artillerie beschloß kurz darauf die verlassene Stellung der Abteilung, die, wie wir beobachtet hatten, von einem Flieger erkundet worden war. Das Feuer wurde unsererseits nicht erwidert.

Auch die II. Abteilung ging in Stellung, konnte aber nur für kurze Zeit Bagagekolonnen, allerdings mit sichtbarer Wirkung, unter Feuer nehmen. Als unsere Infanterie gegen 2 Uhr nachmittags aus dem großen Walde südlich Autrèges heraus trat, wurde eine feindliche Kolonne, die von Nordosten her nach Montmirail marschierte, sichtbar. Diesmal war die II. Abteilung vorn. Sofort fuhr die 6. Batterie auf und nahm die Kolonne unter Feuer, die eilig auseinanderstob und von der Straße verschwand. Inzwischen gingen auch die 4. und 5. Batterie in Stellung; auch sie konnten noch eine zurückgehende Batterie und Bagagen fassen. Bald darauf schickte der Franzmann einige 15-cm-Granaten herüber, die zwar in bedrohliche Nähe der Batterien gingen, aber keinen Schaden taten. Die I. Abteilung war im Walde angehalten worden, weil bei dem Rückzugsgefecht weitere Batterien nicht mehr nötig waren. Noch am

Abend marschierte das ganze Regiment nach Fontenelle, weil es am folgenden Morgen sehr früh bei Bailly in Stellung sein mußte, um den Übergang der Division über den Petit Morin zu decken. Um Mitternacht kamen die Batterien ins Biwak, und um 5 Uhr rückten sie schon wieder zu ihren Stellungen ab. Sie kamen aber nicht zum Eingreifen — auch diesen Abschnitt räumte der Gegner freiwillig. Die I. Abteilung gehörte wieder zur Vorhut. Um in dem unübersichtlichen Gelände nicht den Anschluß an die vorgehende Infanterie zu verlieren, marschierte die Abteilung, entgegen einem erhaltenen Befehl, auf einem vorher erkundeten Wege auf Montrobert und von dort auf Lanne vor. Nördlich dieses Ortes wurde von Höhe 214 eine feindliche Kolonne beobachtet und von der dorthin im Galopp vorgehenden Abteilung unter wirksames Feuer genommen; ebenso wurde eine feindliche Batterie, die eben offen abgeprobt hatte, von unserer 2. Batterie niedergekämpft. Inzwischen bekam aber auch diese heftiges Feuer, das einen feindlichen Infanterieangriff auf unsere Stellung stützen sollte. Das Gros hatte nach einer Marschraft nicht rechtzeitig genug bemerkt, daß die Vorhut wieder angetreten war und hatte so einen mehrere Kilometer langen Abstand bekommen. Da überdies das in der Vorhut befindliche Regiment 76 erhebliche Teile zum umfassenden Angriff auf den Gegner angesetzt hatte, so war in der Front kein genügender infanteristischer Schuß; und als nun die gegnerische Infanterie bis auf wenige hundert Meter an die Batterien herangekommen war, mußten diese etwa 1000 Meter zurückgezogen werden. Inzwischen traf das Gros ein und die Lage war schnell wiederhergestellt; der Gegner hatte jedoch seine Batterie bergen können. Nach einigen Stunden Rast wurde der Vormarsch fortgesetzt. Die Vorhut, dabei die I. Abteilung, bezog Ortsbiwak in Esternay, wo die Batterien erst nach Einbruch der Dunkelheit eintrafen. Die II. Abteilung lag zusammen mit Teilen des Gros in Champigny.

### Das Regiment in der Marneschlacht.

Der 6. September sollte der 1. Ruhetag des IX. Korps sein. Wir waren am südlichsten von der ganzen deutschen Armee und sollten das Herankommen der anderen Korps abwarten, um nicht allein vom Gegner mit Übermacht angegriffen zu werden. Aber es kam ganz anders! Marschall Joffre, der französische Oberbefehlshaber, hatte für das französische

Heer den Rückzug auf die Linie Verdun—Paris befohlen, als der starke rechte Flügel unseres Heeres den linken des französisch-englischen Heeres umfaßt und eingedrückt hatte. In dieser Linie hatte sich das französische Heer neugruppiert. Da außerdem der Dritte im Dreibunde, Italien, den Vertrag brach und neutral blieb, so konnte die französische Armee, die zur Beobachtung Italiens in den Alpen stand, zum Kampf gegen die Deutschen herangezogen werden. Schon seit Tagen hatten unsere Flieger lebhaftesten Eisenbahnverkehr auf allen von Süden und Osten nach Paris führenden Bahnen gemeldet. Und jetzt löste sich das Rätsel. Die Umgruppierung der französischen Armee war beendet, der 6. September von Joffre als erster Angriffstag des französischen Heeres bestimmt. Behagliches Leben herrschte im Biwak der Vorhut bei Esternay. Endlich war wieder einmal Gelegenheit zu einem ruhigen und ausgiebigen Frühstück, zu einer gründlichen Reinigung von Körper und Bekleidung, und überdies war am Abend des 5. September zum erstenmal reichlich Feldpost gekommen. Soweit man nicht mehr schlief, war alles damit beschäftigt, es sich behaglich und gemütlich zu machen. Da klang es plötzlich vom Feinde herüber wie ein Abschuß — und wenige Sekunden später heulte eine 15-cm-Granate in das Biwak der I. Abteilung! Und es blieb nicht bei der einen. Schuß auf Schuß krachte in das Morgenidyll, es rasch und gründlich zerstörend. Die Pferde wurden von den krepierenden Granaten wild, rissen sich von ihren Stalleinen los und rasten wie toll durch das Biwak. Die Menschen versuchten, sie zu halten — vergeblich! Binnen 5 Minuten waren sämtliche Pferde bis auf einige der I. M.K. fort, die Abteilung bewegungsunfähig! Der Überfall war den Franzosen völlig geglückt. Und das, obwohl die Vorposten der Division auf den Höhen südlich des Flößchens standen, und obwohl die Kavallerie noch am frühen Morgen gemeldet hatte, der Gegner setze seinen Rückzug fort!

Die Geschütze der Batterien wurden notdürftig in Stellung gebracht, die Bedienung grub sich dahinter ein. Aber so sehr sich die Batterieführer auch die Augen aus dem Kopfe sahen, vom Gegner war nichts zu entdecken. Das Dörfchen Esternay liegt am Grand Morin. Das Tal dieses kleinen Flußlaufes ist ziemlich tief eingeschnitten, so daß vom Tale aus nicht zu sehen ist, was auf den umliegenden Höhen vorgeht. Überdies ist das Südufer des Grand Morin ebenso wie die südlich anschließenden Höhen ziemlich dicht bewaldet, und wo kein Wald ist, gibt es viele Hecken und Buschgruppen — also ein Gelände, das für den Angreifer sehr günstig, für den Verteidiger, der seinen Gegner erst auf kurze Entfernung bemerkt, denkbar ungünstig ist.

Im Bivak der II. Abteilung war morgens um 7 Uhr der gleiche Friede wie bei der I. Abteilung, als plötzlich Kanonendonner aus der Richtung der Vorhut herüberschallte. Noch ahnte man nichts Böses, nur daß es mit dem Ruhetag vielleicht Essig werden könnte, dämmerte manchem allmählich auf. Da kam nach wenigen Minuten erst eins, dann mehrere, dann viele nackte Pferde auf der Straße von Esternay her herangejagt, und damit ahnte man, daß die I. Abteilung von einem Unglück betroffen sein mußte. Gleich darauf ertönte auch schon das Alarmsignal. In aller Eile spannten die Batterien an; noch schneller aber waren der Abteilungsstab und die Batterieführer fertig, denn sie mußten die Stellungen für die Batterien schon erkundet haben, wenn diese auf dem Gefechtsfeld eintrafen. Als sie auf die letzten Höhen nördlich des Grand Morin kamen, ging es den Stäben der II. Abteilung genau so, wie denen der I.; sie sahen sich die Augen aus dem Kopfe, und doch war nichts zu erkennen. Man hörte wohl die feindliche Artillerie und sah die Einschläge, aber weder ein Feuerschein noch Pulverdampf noch irgendeine Beobachtungsstelle des Gegners war zu entdecken. Bald kamen auch die Batterien heran und gingen in Stellung. Inzwischen war die Verbindung mit der Infanterie (J.R. 76), die jenseits des Flusses lag, aufgenommen worden; sie hatte die Höhen des südlichen Ufers im Besitz, kam aber von dort nicht weiter. Auf ihren Wunsch wurden bestimmte Geländestrecken, in denen der Gegner sich aufhalten mußte, abgestreut; zu sehen war aber immer noch nichts, denn auch die feindliche Infanterie, der wohl noch der Schrecken der vergangenen drei Wochen in den Gliedern saß, schritt nicht zum Angriff. So verging Stunde auf Stunde. Gegen Mittag, als sich noch immer keine bessere Wirkungsmöglichkeit für unsere Geschütze fand, wurde die 5. Batterie zum Vorgehen über den Grand Morin bestimmt. Major v. Kranold und Hptm. Ulex ritten vor, um die Stellung zu erkunden. Obwohl vom Franzmann überhaupt nichts zu sehen war, erhielten die erkundenden Stäbe so starkes M.G., Gewehr- und Artilleriefeuer, daß wohl noch keinem der Beteiligten die Erinnerung an diese Erkundung geschwunden ist. Eine verdeckte Stellung für eine Feldkanonen-Batterie war nicht zu finden, ein Instellungbringen in offene Stellung war unmöglich, weil unsere Infanterie nur wenig südlich der von Esternay nach Nordwesten führenden Chaussee lag und auch von dort aus nichts zu sehen war. Die 5. Batterie hatte inzwischen aufgeproßt und war ohne Verluste bis nach Esternay hineingefahren, obwohl sie den Marsch ins Tal angesichts des Feindes hatte machen müssen. Im Dorf erhielt sie dann starkes Feuer, die Häuser gaben jedoch so viel Schutz, daß

nur geringe Verluste eintraten. Da eine Verwendung südlich des Flußlaufes ausgeschlossen war, ging die Batterie in ihre alte Stellung zurück.

Inzwischen versuchte der Franzose unsere linke Flanke zu umfassen. Da der Gegner den Angriff frontal nicht zu wagen schien, wurden die 4. und 6. Batterie aus ihren Stellungen herausgezogen, um mit der Front nach der linken Flanke links rückwärts ihrer bisherigen Stellung eingesetzt zu werden. Eine Feuerpause der Franzosen wurde ausgenutzt, um diesen Befehl auszuführen. Als die Prozen der 4./24 herankamen, meldete Wachtmeister Mertens dem Lt. v. Schleicher, daß seine beiden Pferde samt dem Pferdepfleger gefallen seien. Sie sprachen noch zusammen, als der Reservist Wegner Lt. v. Schleicher, dem die Nachricht sehr nahegegangen war, mit den Worten: „Herr Leutnant, ich habe noch einen Schnaps!“ seine Feldflasche bot. Kaum hatte Leutnant Schleicher getrunken und die Flasche zurückgegeben, da schlug eine Granate in den Baum, unter dem die Gruppe stand. Schrecklich war die Wirkung. Lt. v. Schleicher wurde mit einem tödlichen Kopfschuß zu Boden geschmettert, der Vorderreiter des 2. Geschüzes, Kanonier Henk, (das Geschütz hatte gerade den Waldeingang erreicht) durch einen Nackenschuß vom Pferde gerissen, ebenso der Mittelreiter, Kanonier Pohlmann, durch einen Oberschenkelschuß. So hatte diese Granate einem bei Kameraden und Untergebenen beliebten Offizier und mit ihm einen braven Kanonier den Soldatentod gegeben. Kanonier Pohlmann ist zwar mit dem Leben davongekommen die Franzosen haben ihm aber nach seiner Gefangennahme das Bein amputiert. Uffz. d. R. Junghans bettete den gefallenen Offizier auf seinem Geschütz, um ihn zurückzubringen und der Erde zu übergeben; an einem Waldrand gruben die Leute ihrem gefallenen Führer mit schwerem Herzen die letzte Ruhestätte. So war er wirklich durch einen Kopfschuß gefallen, wie er es stets vorausgesagt hatte! Obwohl er von seinen Ahnungen tief durchdrungen war, ist er der Gefahr nie aus dem Wege gegangen, ein leuchtendes Vorbild bis zu seinem Heldentode.

Kaum waren die Batterien in ihrer neuen Stellung, als eine Feldartillerie-Brigade des VII., unseres linken Nachbarkorps, zu unserer Unterstützung auf dem Schlachtfeld erschien; sie hatte etwa 20 km fast nur im Trab und Galopp zurückgelegt. Nun wurde diese an der bedrohten linken Flanke eingesetzt, und die Batterien der II. Abteilung mußten wieder in ihre alten Stellungen zurückgehen — mißmutig, denn die Truppe wußte nicht, wozu dieses Herausziehen und Wiedereinsetzen stattgefunden hatte. Und da der Gegner die Mulde hinter unserer Stellung

unter starkem Artilleriefener hielt, so waren leider auch erhebliche Verluste unvermeidlich. Inzwischen wurde es Abend, ohne daß es dem Gegner gelungen war, uns zum Rückzug zu zwingen. Es sollten nunmehr die Geschütze der I. Abteilung geborgen werden. Das gelang mit Hilfe der Proßen der II. Abteilung und durch das unerschrockene Auftreten des Führers der I. M.K., Hptm. Püeschel, der die wenigen ihm gebliebenen Pferde im feindlichen Feuer aufschirren und die Fahrzeuge bespannen ließ. Diese wurden einzeln bis hinter Champguyon zurückgeführt und dort gesammelt, bei eintretender Dunkelheit dann auch die Geschütze und Ausrüstungsstücke vom Bivakplatz geholt. In rastloser Arbeit wurde während der ganzen Nacht an der Ordnung der durcheinandergekommenen Teile gearbeitet; als dann 80 Pferde einer Artillerie-Munitions-Kolonne und der inzwischen wieder eingefangene Teil der Ausreißer eintraf, gelang es, die Geschütze und Munitionswagen wenigstens mit je 4 Pferden zu bespannen. So war die I. Abteilung am frühen Morgen des 7. dank der pflichtbewußten Arbeit ihrer Offiziere Unteroffiziere und Mannschaften trotz des unverdient erlittenen Mißgeschicks wieder voll verwendungsfähig.

Die Batterien der II. Abteilung blieben die Nacht über in Stellung. Der Schlachtenlärm war verstummt, aber alle auf dem Schlachtfelde liegenden Dörfer brannten und erleuchteten wie riesige Fackeln das unheimliche Dunkel. Um die Infanterie wirkungsvoller unterstützen zu können, erhielt die II. Abteilung am frühen Morgen des 7. September Befehl, eine Batterie über den Grand Morin vorzuschieben und nötigenfalls in der Schützenlinie einzusetzen. Da Hptm. Ulex das Gelände bereits kannte, wurde die 5./24 zum Vorgehen bestimmt. Der Befehl war aber so spät gekommen, daß es heller Tag war, als die Batterie an der Chaussee westlich Esternay ankam, wo sie in Stellung gehen sollte. Trotzdem gelang das Einrücken ohne Verluste. In einem Garten wurden die Geschütze in Stellung gebracht und sorgfältig unter Zweigen und Strauchwerk versteckt. Mit dem Hellwerden war der Kampf wieder aufgelebt. Bald begannen feindliche Schützenlinien im Gesichtsfeld der 5./24 aufzutauchen. Aber diesmal sah die Batterie wenigstens den Feind und hielt mit wirkungsvollem Feuer die gegnerische Infanterie nieder. Wenn einzelne Gruppen oder Züge der Franzosen einen Sprung vorwärts wagten, prasselten ihnen die Schrapnells ins Gesicht und so mancher rotbehaftete regungslose Körper in den Feldern zeigte, daß die 5./24 nicht nur zu schießen, sondern auch zu treffen verstand. Da kam, etwa morgens um 6 Uhr, der Befehl zum Rückzug an die Abteilung. Das ganze

IX. Korps sollte den Rückmarsch antreten. Der Adjutant der II. Abteilung ritt nach vorn, um der 5. Batterie diesen Befehl zu überbringen, und da diese dem I.R. 76 zugeteilt war, so meldete er im Vorbeireiten seinen Befehl auch dem Kommandeur des I.R. 76, bei dem sich der Kommandeur der 33. Inf.-Brig. befand. Beide waren außer sich; denn obwohl der 6. September gewiß ein schwerer Tag für die Infanterie gewesen war, so fühlte sie sich doch keineswegs besiegt, war im Gegenteil durchaus willens und in der Lage, am 7. September anzugreifen. Aber der Befehl mußte natürlich befolgt werden. War die 5./24 ohne Verluste in die Stellung hineingekommen, so harrte ihrer nun die unendlich viel schwierigere Aufgabe, möglichst ungerupft auch wieder aus der Stellung herauszukommen. Etwa 300 Meter mußte jedes Geschütz von den Kanonieren angesichts des Feindes über Ackerboden gezogen werden, ehe es in Deckung kam, und somit die Möglichkeit für die Proßen bestand, heranzukommen. Während Spfm. Ulex mit den stehenbleibenden Geschützen Schnellfeuer auf die französischen Schützen abgab, ließ er ein Geschütz nach dem andern zurückbringen. Und es glückte. Auch beim Herausgehen verlor die Batterie keinen Mann und kein Pferd. Daß die Batterie in dieser offenen Stellung zwei Stunden mit bestem Erfolg hatte wirken können, ohne selbst Feuer zu bekommen, lag zweifellos zum guten Teil an der geschickten Führung der Batterie. Es zeigte sich aber auch, daß die vielgerühmte französische Artillerie an diesem Morgen entweder zu lange geschlafen hat oder eben auch nicht alles sah, was sie hätte sehen können und sehen müssen. Wohlbehalten traf die Batterie wieder bei ihrer Abteilung ein.

Und nun wurde der Rückzug angetreten. Ohne Schwierigkeiten vollzog sich die Loslösung vom Gegner; er drängte nicht nach, auch ein Zeichen dafür, daß er sich nicht als Sieger fühlte. Wie im Frieden sädelte sich die Marschkolonne der Division ein, nur daß sie diesmal leider keine Vorhut, sondern eine Nachhut hatte. Gegen Mittag wurde eine dreistündige Rast bei Marchais gemacht. Zum erstenmal seit zwei Tagen konnte die Truppe wieder abkochen und bekam wieder genügende und gute warme Verpflegung. Unbehelligt vom Gegner verlief die Rast. Am Abend sollte das Regiment eigentlich bei Pertibout in Stellung gehen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Die einbrechende Dunkelheit verhinderte dies jedoch, da eine Erkundung der Stellung nicht mehr möglich war.

Was war nun geschehen? Warum traten wir, obwohl ungeschlagen, den Rückmarsch an? Die 1. Armee hatte bei ihrem Vormarsch nach Süden das IX. Reservekorps zur Beobachtung von Paris am Durcq, nörd-

lich der Marne, stehenlassen. Dieses war am 6. September von weit überlegenen Kräften aus Paris angegriffen worden, hatte aber alle Angriffe abgeschlagen. Ihm drohte jedoch die Umfassung, und damit wären die übrigen Korps der 1. Armee, die südlich der Marne standen, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen. Da außerdem die Zahl der Truppen, die die Franzosen von Paris aus ins Feuer führten, von Stunde zu Stunde wuchs, so mußte für die 1. Armee der Rückzug befohlen werden. Aber nicht endgültig sollte dieser Rückmarsch sein! Die 1. Armee beabsichtigte, nachdem die südlich der Marne befindlichen Korps kehrtgemacht hatten, eine große Linkschwenkung auszuführen, wobei das IV. Reservekorps der stehenbleibende Flügel sein sollte, und nunmehr ihrerseits den Angreifer des IV. Reservekorps von Norden her zu umfassen. Wenn in der Friedenszeit bei einem Kriegsspiel ein solcher Entschluß gefaßt worden wäre, so würde man gesagt haben, es sei ganz unmöglich, ihn in die Praxis umzusetzen. Es handelte sich ja nicht nur um die kämpfende Truppe, sondern auch um die Unzahl von Bagagen-, Verpflegungs- und Munitionskolonnen, die die Straßen hinter der Front der Armee bedeckten. Auch diese mußten ja völlig durcheinandergewürfelt und umgelenkt werden. Aber was fast unmöglich erschien, gelang doch ohne wesentliche Störung, dank der bis ins kleinste durchgearbeiteten Befehle und der eisernen Marschdisziplin der deutschen Truppen. Der 8. 9. brachte uns wieder einen endlosen Marsch in sengender Glut. Weil den angegriffenen und in schwerstem Kampfe stehenden Korps so schnell wie möglich Hilfe gebracht werden mußte, wurde schon um 3 Uhr vormittags abmarschiert. In Château Thierry gab es einen längeren Halt, und da in den letzten Tagen an eine ordnungsmäßige Verpflegung nicht hatte gedacht werden können, so wurde hier an Lebensmitteln requiriert, was zu bekommen war. Bei glühender Hitze ging es dann weiter. Als das Regiment mehr als 40 km zurückgelegt hatte, sollte bei einem Wäldchen in der Nähe von La Ferté Milon endlich Bivak bezogen werden. Die Batterien der II. Abteilung waren gerade im Marsch auf ihre Bivakplätze, als plötzlich der Ruf ertönte: „Feindliche Kavallerie!“ Die Gefechtsbagagen, die bei einem Kehrtmachen an die Spitze der Abteilung gekommen waren, machten nun angesichts der anreitenden französischen Kürassiere abermals etwas beschleunigt kehrt; dabei kamen zwei Wagen in den Straßengraben und fielen um. Im letzten Augenblick konnte Hptm. Crusius noch die 6. Batterie abproben lassen, und es gelang auch noch, einige Schüsse auf den Feind abzufeuern — dann war die wilde Jagd auch schon vorbei. Die 4. und 5. Batterie waren auch noch zum Ab-

proßen, aber nicht mehr zum Schießen gekommen, weil ihnen ein Höhenrand die attackierende Schwadron verdeckte. Da der Gegner es vorzog, ebenso schnell zu verschwinden, wie er gekommen war, so kam er ziemlich ungerupft davon. Leider hatte seine Attacke einem wackeren Kanonier das Leben gekostet, zwei andere waren beim Umwerfen der Bagagewagen verlegt worden.

Für den nicht unmittelbar Beteiligten war es ein wundervoller Anblick, als die französischen Kürassiere in ihren bunten Uniformen, mit wehenden Roßschweifen am Helm, in saufender Karriere auf die Batterien einstürmten und dann, als sie abgeschwenkt waren und Infanterief Feuer erhielten, in demselben Tempo, tief auf die Pferdehälse gebückt, in den Wald zurückjagten.

Die I. Abteilung kochte indessen schon friedlich auf ihren Biwaksplätzen ab. Da aber auch noch andere Teile der 17. I.D. zur selben Zeit wie die II. Abteilung von feindlichen Schwadronen attackiert waren und überdies 2 feindliche reitende Batterien in der Gegend umherspuken sollten, so gingen auch die Batterien der I. Abteilung auf ihren Biwaksplätzen in Stellung. Dies ist — nebenbei bemerkt — die einzige Begegnung mit feindlicher Kavallerie geblieben, die das Regiment während des ganzen Feldzuges gehabt hat.

Mit einem friedlichen Biwak war es für diesen Tag nun vorbei. Überdies hatte ein gefangener französischer Kürassierleutnant ausgesagt, im großen Walde von Villers Cotterets, der unmittelbar nördlich von La Ferté Milon beginnt, stecke eine ganze französische Kavallerie-Division. Es durften daher nicht einmal Biwaksfeuer angezündet werden, und die warme Verpflegung fiel an diesem Tage wieder einmal aus.

Das Städtchen La Ferté Milon liegt in einem tiefeingeschnittenen Talkessel. Da die Straßenbeleuchtung versagte, war von der Division angeordnet worden, daß hinter jedes Fenster, das nach der Straße hinaus lag, ein Licht zu stellen sei. So bot der Ort von den umgebenden Höhen aus einen eigenartig heiteren und festlichen Anblick, und als noch gegen 10 Uhr abends das Oberkommando der 1. Armee in einer langen Reihe von Kraftwagen mit den leuchtenden Augen der Scheinwerfer seinen Einzug hielt, da war das ein Bild, wie es wohl der Phantasie der vielen Friedens-Kriegsschriftsteller („Seeftern“ u. dgl.) vorgeschwebt haben mochte.

Am nächsten Morgen ging es wieder schon um 3 Uhr weiter, so daß aus der Nachtruhe für Mann und Pferd nicht viel wurde. Wir hatten noch einen langen Marsch vor uns, bis unser Korps den linken

Flügel des Gegners, so wie er bisher gemeldet war, würde umfassen können. In stockdunkler Nacht ging es erst steil bergab in den Ort hinein, dann durch enge, winkelige Straßen und dann den steilen Berg am jenseitigen Ausgang wieder hinauf. Im Walde droben stand uns auch keine breite, schöne Chaussee, sondern nur ein enger Waldweg zur Verfügung, so daß der Marsch überaus beschwerlich war.

Gegen 8 Uhr morgens ging das Regiment bei Gondreville in Stellung. Der Gegner hatte an dieser Stelle nur schwache Infanterie, aber verhältnismäßig viel Artillerie mit reichlich Munition zur Verfügung, so daß das Vorgehen unserer Infanterie nur langsam vorstatten ging. Es machte sich hier wie im ganzen bisherigen Bewegungskriege und auch später im ersten Jahr des Stellungskrieges empfindlich fühlbar, daß wir viel zu wenig Flieger hatten, und daß das Zusammenarbeiten zwischen Fliegern und Artillerie noch völlig in den Kinderschuhen steckte. Da die beiderseitigen Artillerien stets verdeckt standen, so konnten wir den französischen Batterien gewöhnlich ebensowenig Schaden tun, wie sie uns. Man konnte zwar nach der Karte vermuten, wo sie ungefähr stecken mochten, und streute dann pflichtschuldig die Gegend ab — und sicher hat dabei wohl auch mancher französische Kanonier sein Teil abbekommen. Ein wirklich planmäßiges Bekämpfen war aber nicht möglich, und so lag die Masse des Feuers stets auf der beiderseitigen Infanterie.

Etwa 3 km vorwärts von Gondreville lag das Dorf Levignen, am Rande eines zwei bis drei Kilometer breiten Waldstreifens. Als dieses Dorf am frühen Nachmittag von uns genommen war und die Infanterie in den Wald dahinter eindrang, machten unsere Batterien Stellungswechsel nach vorwärts. Als nach der ziemlich lange dauernden Säuberung des Waldes die ersten Schützenlinien eine wenige 100 Meter westlich des Waldrandes liegende Höhe erreicht hatten, ging die 5./24, die die vorderste Batterie des Regiments war, hinter der Höhe in Stellung und schob die Geschütze vor. Jetzt war wieder einmal feindliche Infanterie zu sehen. Erst wurde ein Schützengraben ausgeräuchert, aus dem die Franzosen nach den ersten Schüssen in wilder Panik flohen, soweit sie es noch konnten. Dann kamen Schützen in einem Maisfelde daran, in dem das Infanteriefeuer auch sofort verstummte. Inzwischen waren die beiden anderen Batterien der II. Abteilung und die 2. Batterie südlich der Straße, die 1. und 3. Batterie nördlich der Straße in Stellung gegangen. Namentlich die 2. Batterie konnte hervorragend auf Schützen und M.G. am Dorfende von Boissy-Fresnoy wirken, in das unsere Infanterie dank der kräftigen Feuerunterstützung dann sehr schnell hineinkam.

Aber der Franzose paßte gut auf. In sehr kurzer Zeit hatte die französische Artillerie erkannt, daß das Doppeldorf von uns genommen war. Im gleichen Augenblick setzte ein Feuerschlag auf die Dörfer von einer Wucht und Furchtbarkeit ein, wie wir ihn bis dahin noch nicht erlebt hatten, und der uns einen leisen Vorgeschmack von dem Trommelfeuer gab, das unserer in den späteren Kriegsjahren harren sollte.

Da ein Angriff auf die Stellungen des Gegners bei Nanteuil-le-Houdouin für diesen Tag nicht mehr beabsichtigt war, so wurde auch Boissy-Fresnoy wieder preisgegeben, um der Infanterie weitere Verluste zu ersparen. Und wieder ging es ans Eingraben, denn noch wußte man nicht, was der kommende Tag bringen würde. Wie alle Tage vorher, war auch dieser 9. 9. ein heißer Sommertag gewesen. Seit morgens um 3 Uhr war die Truppe unterwegs, ohne Gelegenheit zum Essen und Trinken gehabt zu haben. Das nächste Dorf lag 3 km von der Stellung entfernt. Der einzige Brunnen, der in der Nähe lag, war bei einer Haltestelle der Eisenbahn, die den eben durchschrittenen Wald kreuzte. Aus diesem Brunnen sollte das Wasser für eine ganze Division, für Mensch und Pferd, entnommen werden; daß dabei auf den einzelnen nicht allzuviel entfiel, ist begreiflich. Auch zu essen gab es wenig — nur das, was man noch aus besseren Tagen mit sich führte. Überdies hatte die Truppe seit drei Tagen keine wirkliche Nachtruhe gehabt, und nun hieß es noch eingraben. Da mußte das letzte hergegeben werden, und todmüde fiel jeder in bleiernem Schlaf, der beim Buddeln abgelöst wurde oder sonst Zeit hatte.

Da kam morgens um 5 Uhr der Befehl zum Rückzug. Unerhörtes hatte die Truppe in den letzten Tagen geleistet, in Marsch und Kampf — immer war der Franzmann derjenige gewesen, der hatte zurückgehen müssen. Und nun rief uns zum zweiten Male die eigene Führung zurück! Kein Mensch sah einen Grund, denn daß wir bisher die Sieger waren, stand für jeden von uns fest. Und diesmal sollte es ein wirklicher Rückzug werden! Nicht etwa, um von einer neuen Stelle aus den Angriff fortzusetzen, sondern bis hinter die Aisne, die wir am 2. 9. in eiligem Vormarsch überschritten hatten, sollten wir zurückgehen.

### Der Übergang zum Stellungskrieg.

Wie heute einwandfrei feststeht, war der Gegner auf unseren Rückzug nicht gefaßt; er befürchtete im Gegenteil für den 10. einen neuen

